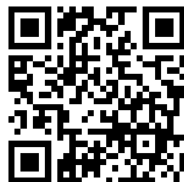


Geschichte
der
Insel Nonnenwerth.



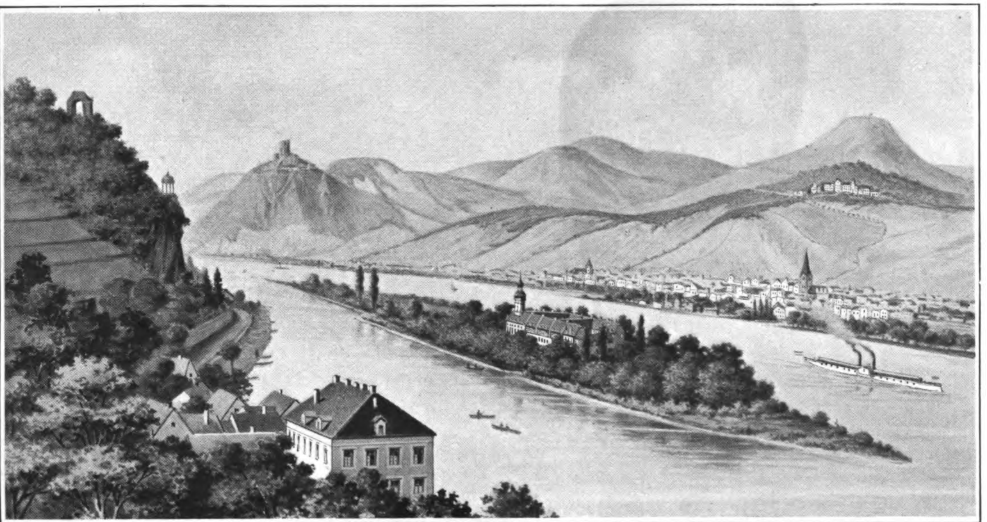
Von

Schwester M. Paula,

Franziskanerin.

1904.


MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 01578 9450



Nonnenwerth.

Geschichte

der

Insel Nonnenwerth

von

Schwester M. Paula,

Franziskanerin.





Regensburg.
Druck und Verlag von J. Habbel.
1904.

Vorwort.

Indem wir dieses Buch der Oeffentlichkeit übergeben, drängt es uns, eines Mannes zu gedenken, dessen Vorarbeiten wir fast ausschließlich die Mitteilungen des I. Teiles verdanken. Es ist dies der hochwürdige Herr Dr. Becker, Pfarrer in Niederheimbach a. Rh., der vom Jahre 1864—1871 als geistlicher Rektor in dem Kloster Nonnenwerth tätig war und als solcher eifrig das Material zur Geschichte der Insel, die er zu schreiben beabsichtigte, zusammentrug. Er hat zu diesem Zwecke nicht bloß die in den Sammlungen von Günther und Lacomblet vorliegenden, sondern auch die noch ungedruckt in dem Provinzial-Archiv zu Düsseldorf beruhenden Rolandswerther Urkunden und Akten herangezogen. Nach dem Übertritt des Herrn Rektors in die Pfarr-Seelsorge geriet die Arbeit ins Stocken; doch überließ uns Herr Dr. Becker die von ihm gesammelten Notizen sowie die schon begonnene Ausarbeitung.

Außer den Vorarbeiten des Herrn Dr. Becker benützten wir zur Abfassung des I. Teiles die im Jahre 1868 in Köln bei Heberle (H. Lempertz) unter dem Titel: Das Kloster Rolandswerth bei Bonn von Dr. Heinrich Joseph Floß, Professor in Bonn erschienene Chronik, sowie zwei Handschriften der Schwester Gertrud Hülß mit Auf-

zeichnungen aus den Jahren 1613—1704, die im Archiv unseres Klosters ruhen; ferner Band II. der Eiflia Sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen der Eifel rc. bearbeitet von Karl Schorn, Landgerichts-Kammerpräsident a. D., Verlag P. Hanstein Bonn 1889.

Bei dem II. Teil standen uns die Chronik der Anstalt sowie zahlreiche Aufzeichnungen der beteiligten Personen und mündliche Ueberlieferungen zu Gebote.

Obwohl die vorliegende Arbeit durchaus keinen Anspruch auf einen wissenschaftlichen Charakter erhebt, so beruhen doch die mitgeteilten Tatsachen sämtlich auf sicherem Quellenmaterial. Da wir hauptsächlich die früheren, wie jetzigen Zöglinge der Anstalt Nonnenwerth als unsern voraussichtlichen Leserkreis im Auge hatten, so schien es uns ratsam, anstatt der trockenen, chronikalen einer mehr ansprechenden Darstellungsweise den Vorzug zu geben.

Wir sprechen an dieser Stelle allen, die uns in irgend einer Weise bei unserer Arbeit behilflich gewesen sind, besonders aber dem Herrn Dr. Becker, für die selbstlose Hergabe seiner Manuskripte und Notizen den innigsten Dank aus.

Die Verfasserin.

I. Teil.



Es ist Hochsommer am Rhein: Die Zeit der Ausflüge ins Gebirge, in die schattigen, würzigen Wälder und nicht zum wenigsten der herzerquickenden Fahrten auf den rauschenden Wellen des Stromes, der sich wie ein gigantisches Silberband zwischen seinen herrlichen, gesegneten Ufern mit majestätischer Ruhe dahinschlängelt.

Frau Sage hat ihn verschwenderisch mit ihren duftigen Blüten umkränzt, und der gute, alte Vater Rhein freut sich dessen; ja er wird nimmer müde, alles das, was die alten Burgen, die epheuumsponnenen Ruinen den Reisenden auf den stattlichen Dampfern erzählen, anzuhören und immer wieder von neuem anzuhören. Oft entfährt ein Ruf der Bewunderung, des Entzückens den auf den Schiffen Dahineilenden; denn die Rheingegend ist in der Tat entzückend schön, mit Reizen, wie mit schimmernden Juwelen übersäet. Besonders ist es die Strecke von dem am Fuße des Drachenfels anlehnenden Städtchen Königswinter bis zu dem von Rebenhügeln umblühten Aßmannshausen und Rüdesheim, wo eine Schönheit die andere drängt, wo eine Perle sich an die andere reiht, so daß dem trunkenen Blicke kaum Muße bleibt, die sich häufenden Eindrücke alle auf den Grund der Seele gelangen zu lassen, damit sie sich dort zum bleibenden Bilde gestalten.

Königswinter liegt hinter uns; — der Dampfer durchschneidet kraftvoll die Flut, und geht es auch gegen den Strom, er gleitet leicht und schwebend dahin. Da erhebt sich, schön wie ein Märchenbild, aus dem Silberschoße des Rheines ein grünes, liebliches Eiland, ringsum von schattigen Bäumen oder auch von niederem Buschwerk wie von einem Schutzwall umzäunt: es ist die Insel

Nonnenwerth, das unter dem besonderen Schutze der allerseligsten Jungfrau stehende Eiland Unserer Lieben Frau.

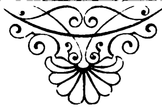
Dort, wo das Strombett sich am meisten erweitert, gewinnt auch das Insel-Gelände die größte Breite und bietet dem forschenden Auge den Anblick eines weit ausgedehnten Kloster-Gebäudes, im einfachen, ehrwürdigen Stile erbaut. Bis in die Anfänge des 12. Jahrhunderts reichen die Fundamentalmauern des ersten, längst nicht mehr vorhandenen Baues zurück, und das wellenumrauschte Eiland, „die Friedensinsel", wie der Dichter es nennt, wenn er dem „Klange der Aveglocken, dem Schlagen der Nachtigallen im Buchenhaine lauscht", hat wilde, sturmbewegte Zeiten gesehen.

Heute entfalten die Töchter des Armen von Assisi hier ihre stille, in Gott verborgene Tätigkeit, und das Jahr 1904, in dem wir eben leben, ist jenes, welches dem erziehlichen Wirken der Franziskanerinnen den Goldkranz aufdrückt. Im August 1854 war es, daß die edle Gründerin der Anstalt, Auguste von Cordier den Schleier der Töchter des hl. Franziskus nahm; 50 Jahre sind seit jenem Tage verflossen, und in dankbarer Anerkennung der wunderbaren Führungen und Fügungen der göttlichen Vorsehung während dieser Zeit, sei es uns vergönnt, in diesem Jubeljahr die Geschichte der Insel Nonnenwerth, von dem Zeitpunkte an, wo ihr Name uns zuerst entgegentritt, zu Füßen jener niederzulegen, die das Eiland stets mit mütterlicher Hand beschirmte und noch beschirmt, vor den Thron der hehren Himmelsmutter, der Unbefleckt Empfangenen, der Inselkönigin Maria.

Maria möge die schwache Hand segnen, die es zaghaft und doch mit innigster Herzensfreude unternimmt, in diese Blätter die Geschichte ihres Eilands niederzulegen; die Begebenheiten, die wir zu erzählen haben, sind ja ein lauter Lobpreis auf die Macht und Güte der himmlischen Beschützerin dieses Insel-Heiligtums. Wilde Kriegsstürme brausten oftmals über dasselbe hin, scheuchten die Ordensfrauen hinweg und ließen Elend und Kummer und Verwüstung auf der Insel zurück; zu wiederholten Malen legten schreckliche Feuersbrünste Gotteshaus und Kloster in Trümmer; immer wieder erhob sich unter Marias Schutz das Heiligtum wie ein Phönix aus der Asche, immer wieder sammelten sich die gottgeweihten Jungfrauen, um das Lob Gottes neu zu be-

ginnen. Möge auch in Zukunft immerdar Maria ihre Mutterhände schirmend über diese heilige Stätte ausbreiten! Möge sie alle, die auf diesem Eilande unter ihrem Schutze leben und wirken, in das Reich ihres göttlichen Sohnes geleiten, wo sie ewig den Herrn preisen und Seiner gebenedeiten Mutter für ihre Güte danken.

Am 1. des Muttergottesmonates 1904.





Erstes Kapitel.

Die sagenhafte Zeit bis zur Gründung des Klosters.

Die Sage von Ritter Roland und der schönen Hildegund ist so tief in den Geist des Volkes eingedrungen, daß sie heute bei vielen keineswegs als Sage gilt, sondern als eine auf Wahrheit beruhende Tatsache. Es kommt wohl noch vor, daß an der stillen Klosterpforte Fremde anschellen und der Bitte, die Räumlichkeiten besichtigen zu dürfen, die Worte beifügen: „Und auch das Fenster, nicht wahr, an dem Ritter Roland seine ihm unwiderruflich verlorene Geliebte täglich sah?"

Doch hören wir, was der Volksmund darüber erzählt:

Ritter Roland, ein Neffe Karls des Großen, war mit Hildegund, der schönen Gräfin von Drachenfels, verlobt, als Kaiser Karl ihn zum Kampfe gegen die Mauren rief. Hildegund versprach dem Geliebten ewige Treue, und hoffnungsfroh stürzte der mutige Held sich ins Gewühl der Schlachten. Da durchdrang eines Tages die wundersame Kunde von einem glänzenden Siege über die Mauren das Land, und ruhmbekränzt kehrten die deutschen Sieger in ihre Heimat zurück. Roland aber war nicht unter ihnen, und nachdem Hildegund lange vergeblich gewartet, mußte sie wohl glauben, daß er, der mutigste von allen, im Kampfe gefallen sei.

Vom väterlichen Schlosse auf waldumkränzter Höhe schweifte ihr Blick auf das stille Eiland im Rhein, wo fromme Frauen in Gebet und Entsagung Gott dienten und den Frieden fanden, den die Welt nicht geben kann.

Gräfin Hildegund nahm den Schleier; nachdem sie sich Gott durch ewige Gelübde verbunden, kehrte der totgeglaubte Roland

zurück. Seine Braut war für ihn verloren, und von dem Erker seiner Burg schaute er nun täglich „todeswund" auf die Stätte, die seine Geliebte barg, bis eines Morgens des Klosterglöckchens klagender Ton die Luft durchzitterte und man „Schön Hildegund" zu Grabe trug."

Den Inhalt der obigen Sage gibt uns Simrock in seiner anmutigen Ballade:

Eine junge Gräfin, ein edler Held,
Sie schwuren sich Lieb und Treu';
Er kam aus der Schlacht, er zog zu Feld,
Die Liebe war immer neu.

In Spanien stritt die fränkische Kraft,
O Roncesval, blutiges Tal!
Da fiel die Blüte der Ritterschaft
Da fiel Held Roland zumal.

„Nun ade, Dir, Welt, Dein süßer Gewinn
Betrüglich ist er fürwahr;
Maria, himmlische Königin,
Dir weih' ich mein goldenes Haar."

Das Kloster beschaut sich mitten im Rhein,
Noch hallen die Glocken im Tal,
Da schallte ein Huf, wer mag es sein?
Der Tote von Roncesval?

Nein, Roland selbst, er leibt und lebt!
Ja wärest Du, wärest Du tot!
Denn wisse, daß sie das Kloster begräbt,
Die Dir zu leben gebot.

„Und begräbt das Kloster Schön Hildegund
So setz' ich mich hier auf den Stein
Und schaue zeitlebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloster im Rhein."

Im Kloster betete Hildegund,
Held Roland saß auf dem Stein
Und schaute zeitlebens zum Tode wund
Hinab auf das Kloster im Rhein.

— — — — — — — — — — — — —

Soweit Frau Sage, die also auch schon ein Kloster auf die Rheininsel versetzt. Der poetische Hauch, der auf ihren einfachen

Worten liegt, erklärt es leicht, daß diese das deutsche Gemüt anheimeln und ihm teuer sind. Die ganze Örtlichkeit ist ja wie geschaffen dazu, um in dem dichtenden Volksgemüt eine Sage dieser Art anzuregen. Heute noch erheben sich auf dem waldigen Abhang des sogenannten Rolandsberges, der Insel gerade gegenüber, die Ruinen des Rolandsbogens, die Ueberreste der Ritterburg, von denen aus der heimgekehrte Roland nach der geliebten verlorenen Braut geschaut haben soll.





I. Zeitraum.

Von der Gründung des Klosters bis zu der Einführung der Bursfelder Reform (1122—1466).

Zweites Kapitel.

Hätte die Sage von Ritter Roland, dem Paladin Kaiser Karls, eine geschichtliche Grundlage, so besäßen wir in ihr das erste positive Zeugnis über die Insel und den gleichnamigen Berg; aber es fehlt der Sage jede historische Beglaubigung. Die älteste historische Nachricht über den Berg stammt aus dem Jahre 1040, wo er als fester Platz vorkommt, wozu ihn die Natur selbst bestimmt zu haben schien.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Feste, die bereits 1117 vom Erzbischof von Köln, Friedrich I. erneuert worden, durch die Franzosen zerstört; als einziges Ueberbleibsel hatte sich ein alter Mauerbogen, der sogenannte Rolandsbogen, auf der schönen Bergspitze erhalten. Im Herbste 1839 stürzte der Bogen zusammen; allein die deutsche Muse ließ ihn bald wieder auferstehen. Der Dichter Freiligrath erließ in der Kölnischen Zeitung einen herrlichen, poetischen Aufruf an das Rheinland, in dem er zur Beisteuer für den Aufbau aufforderte. Er rief ins Land:

„Gedenkt der Zeiten, die Ihr droben wart,
Der still und einsam, jener bunt gepaart,
Der mit der Braut, der an des Freundes Arme.“

Und seine Worte verhallten nicht wirkungslos; in wenigen Wochen waren die Bausteine da, und der Rolandsbogen erhob sich wieder auf seinem Felsen, wenn auch in etwas verkleinertem Maßstabe. Heute noch bieten seine Ruinen, deren von wildem Wein, Efeu und Brombeerranken umsponnenes Gestein einen malerischen

Anblick gewährt, einen beliebten Ausflugsort und einen wunderschönen Blick auf die aus „der Mitte düsterer Linden" schauenden Fenster des lieblichen Inselklosters.

Das Kloster, welches der Insel ihren jetzigen Namen gegeben hat, ist jünger als die Feste Rolandseck. Vor der Stiftung hieß die Insel Ruleicheswerde, auch Rulingiswerde; später jedoch, als die klösterlichen Gebäulichkeiten auf derselben aufgeführt worden, nannte man die Insel wohl auch insula beatae Mariae, oder Marienwerth.

Von wem jedoch ging der glückliche Gedanke aus, auf dem stillen Eiland, welches sich durch seine Weltabgeschiedenheit und die es reich umgebenden Reize der Natur so sehr zu einer Gott geweihten Stätte eignet, ein Ordenshaus, eine Stätte des Gebetes, ein Gezelt des Herrn ins Leben zu rufen?

Wir müssen, ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, einen kurzen Blick auf die damalige Zeit werfen, besonders auf das für die hl. Kirche so bedeutungsvolle und weltgeschichtlich denkwürdige Jahr 1122, dasselbe, in welches höchst wahrscheinlich die Gründung des Klosters auf dem stillen „Marienwerth" fällt.





Drittes Kapitel.

1122! Der unglückselige Investiturstreit war durch das Konkordat zu Worms beendet; der Friede zwischen Kirche und Staat nach 50jähriger Entzweiung auf wahrhaft gerechten und festen Grundlagen wieder hergestellt. Die Freude über dieses glückliche Ereignis war so groß und allgemein, daß viele Urkunden das Jahr 1122 als den Beginn einer neuen Aera bezeichnen; alles dankte, alles lobte Gott, daß er die Taube mit dem Friedenszweige gesandt, die glückverheißende, untrügliche Botin einer besseren Zukunft.

Während des langjährigen Kampfes, in der allgemeinen Verwirrung aller Verhältnisse waren jedoch selbst in den Klöstern eine große Verwilderung der Sitten und beklagenswerte Unordnungen eingerissen. Auch in den Kölnischen Landen sah es in dieser Hinsicht recht traurig aus; gab es doch, wie die Stiftungsurkunde versichert, um diese Zeit fast in der ganzen Provinz kein einziges Frauen-Kloster mehr, zu welchem eine Jungfrau ihre Zuflucht hätte nehmen können, die sich zu dem Gelübde der Enthaltsamkeit entschlossen hatte. Deshalb war es eine dringende Notwendigkeit für jene Seelen, die unter strenger klösterlicher Zucht und Regel nach christlicher Vervollkommnung streben wollten, neue Zufluchtsstätten zu eröffnen, an denen sie das Ziel ihres Strebens erreichen und von den gnadenbetauten Schwingen der hl. Gelübde getragen, leicht und sicher der höchsten Vollkommenheit zueilen konnten. Deshalb richtete die hl. Kirche, diese liebevolle, sorgsame Mutter ihr Augenmerk hauptsächlich auf diesen Punkt.

Auf dem erzbischöflichen Thron von Köln saß damals Friedrich I., ein Markgraf von Kärnthen, zu dessen Sprengel die Rheininsel gehörte. In der Kölner Erzdiözese lagen auch die Benediktiner-Abteien St. Pantaleon und Brauweiler sowie die Abtei Siegburg. In diesen Abteien hatte bereits, von der berühmten Abtei Clugny ausgehend, der wahre Geist echt klösterlichen Lebens Eingang gefunden, wie überhaupt von jener begnadigten Stätte über das ganze Abendland gleichsam ein „die Fesseln des Winters sprengender, erneuernder und belebender Lenzeshauch ausging", der auch auf der fernen Rheininsel eine neue Blüte klösterlichen Lebens hervorrufen sollte. Die Abtei Siegburg, der Rolandswerth zugehörte, ist es hauptsächlich, von der die Gründung des neuen Frauenklosters ausgegangen ist.

An der Spitze dieser Abtei stand um jene Zeit Kuno der Heilige (1105—1126). Einem vornehmen Geschlechte in Regensburg entstammend, war er schon im Jünglingsalter nach Siegburg gekommen, welches damals wegen seiner vorzüglichen Disziplin in ganz Deutschland in hohem Rufe stand. Kunos umfassende Talente, seine gediegene Tugend, Frömmigkeit und Bescheidenheit waren Veranlassung, daß er nach dem Tode des Abtes Reginhard einstimmig an dessen Stelle gewählt wurde. Er genoß ein solches Ansehen, daß alle weit und breit seine Würde achteten und ehrten. Auch Erzbischof Friedrich schenkte ihm seine besondere Gewogenheit und Freundschaft und besuchte ihn in wenigen Jahren sieben Mal. Gewiß geschah es bei diesen Zusammenkünften, daß die beiden großen, für Gott und Seine Sache begeisterten Freunde auch über die Mittel und Wege zu Rate gingen, wie dem bereits oben erwähnten Notstande abzuhelfen, wie Ordnung und Disziplin auch in die Frauenklöster zurückzuführen sei. In gemeinsamer Beratung kam dann der Gedanke zur Reife, auf der Rheininsel Rolandswerth ein neues Frauenkloster ins Leben zu rufen. Ausdrücklich hebt die Stiftungsurkunde hervor, daß auch mehrere fromme und angesehene Laien, ein gewisser Adalbero aus Köln mit seiner Gattin Liverad, sowie ein angesehener Mann namens Vogel mit seiner Frau Cuniza eifrig für diesen Plan gewirkt und zur Ausführung mit Wort und Tat behülflich gewesen seien.

Die sorgfältigsten Erkundigungen, die an Ort und Stelle eingezogen wurden, gingen voraus, und man gewann die Ueber-

zeugung, daß die Insel schon wegen ihrer Lage ganz besonders für eine solche Niederlassung geeignet sei. Es sollte ein Ordenhaus, ein Blumengarten des Herrn nun dort erblühen, in dem die Regel des hl. Benediktus mit dem Ernste und der Strenge gehandhabt wurde wie in Siegburg.





Viertes Kapitel.

Wenn wir das Jahr 1122 als das der Gründung angeben, so stützen wir uns auf das Nekrologium, welches dieser Aussage noch hinzufügt, daß Erzbischof Friedrich I. in demselben Jahre die Burg Rolandseck und die Apollinariskirche erbaut habe. Andere verlegen die Gründung in das Jahr 1102, wo der Investiturstreit noch mit ungeminderter Heftigkeit wütete. Die größere Wahrscheinlichkeit spricht indes für das Gründungsjahr 1122. Es steht jedoch fest, daß bereits einige Jahre früher das klösterliche Leben auf der Insel im Gange war; ja es ist sehr leicht denkbar, daß die ersten Anfänge desselben gemäß der auf alten Nachrichten beruhenden Angabe einer Ordensfrau, der Chronistin Gertrud Hülß, bis ins Jahr 1112 hinauf reichen. Möglich ist, daß damals schon die ersten Schwestern die Insel bezogen; doch damit war keineswegs das Kloster gegründet. Die Schwestern mußten erst sorgfältig geprüft, mit den Anforderungen des Ordenslebens bekannt gemacht und in den Geist und die Übung der Regel des hl. Benedikt eingeführt werden. Es mußte sich dann auch weiter zeigen, ob sich die erforderliche Zahl von Jungfrauen einstellte, die sich zu einer solch strengen Lebensweise entschließen konnten. Und mußte man nicht auch zusehen, ob und wie die nötigen Subsistenzmittel sich fanden und ein Obdach schaffen?

Unter all diesen wichtigen Vorarbeiten und Besorgungen verstrichen mehrere Jahre, bis endlich — und dies mochte 1122 sein — Erzbischof Friedrich die Überzeugung gewonnen hatte, daß das neue Institut wirklich lebensfähig und von echt klösterlichem Geiste beseelt sei.

Immer noch gehörte die Insel der Abtei Siegburg; doch mit Zustimmung seiner sämtlichen Mönche machte Abt Kuno, des Erzbischofs heiliger Freund, ihm dieselbe zum Geschenke. Der Erzbischof selbst wandte der Insel namhafte Schenkungen zu und regte dadurch auch die Gläubigen zu großmütigen Spenden an. Als so

die nötige Unterlage gewonnen und der neue Klosterbau vollendet und eingeweiht war, ging der Erzbischof dazu über, durch die im alten St. Petersdom zu Köln ausgefertigte Urkunde im Beisein vieler vornehmer Herren geistlichen und weltlichen Standes die neue Stiftung feierlich zu bestätigen und in seine Obhut zu nehmen. Es war am Feste Petri Kettenfeier, am 1. August 1126.[1])

Der innigste Wunsch des seeleneifrigen Kirchenfürsten war erfüllt: ein Ordenshaus gegründet, eine neue Blüte am mystischen Gnadenbaume der heiligen Kirche entsprossen, und die Insel, die dem besondern Schutze der allerseligsten Jungfrau und des heiligen Klemens unterstellt wurde, hatte nun ihre eigentliche Bestimmung erreicht, die sie im Laufe der Jahrhunderte nie verleugnete: sie war eine Gott geweihte Stätte geworden.

Bis an sein Lebensende erwies Erzbischof Friedrich sich als einen vorzüglichen Gönner des Klosters, welches ihn als seinen eigentlichen Gründer ansah. Und als sich am 25. Oktober 1131 auf der ebenfalls von ihm erbauten Wolkenburg[2]) sein Auge für die irdische Welt schloß, war sein letzter Blick auf das aufblühende Kloster gerichtet, dessen Gründung sein Werk war, und wo ohne Zweifel in jener Stunde die Schwestern vor dem Altare des Herrn knieten und in heißem Gebete ihrem Erzbischof und Wohltäter ein seliges Abscheiden erflehten.

Seine irdischen Überreste wurden nach der Abtei Siegburg übergeführt und dort am 9. Dezember im Kapitelhause beigesetzt.

Erzbischof Friedrich wird uns von den alten Annalisten auch seinem Äußern nach als ein Mann von schöner, gewinnender Erscheinung geschildert. Während seiner langjährigen Regierung zeigte er sich als der eifrigste Seelenhirt, unermüdlich bedacht, in seinem Sprengel christliche Zucht und Sitte herzustellen; er hatte den Mut, wo es Not tat, selbst Kaisern entgegenzutreten und verstand es auch, mit tapferer Hand das Schwert in der Feldschlacht zu führen.

Friedrich ist eine jener edlen, kraftvollen Gestalten, die nicht nur für ihre Zeit, sondern weit über dieselbe hinaus leben und segenbringend in ihren Taten Jahrhunderte überdauern.

---

[1]) Siehe den Wortlaut der Urkunde am Ende des I. Teiles.

[2]) Dieses Schloß lag auf dem Gipfel des dem Drachenfels zunächst gelegenen Berges.



Fünftes Kapitel.

Das Kloster war gegründet: Der Geist des heiligen Benediktus lebte in den ersten der frommen Ordensfrauen und gestaltete die klösterlichen Hallen des Wertes zu einem Lustgarten des Herrn.

Nach der Stiftungsurkunde durften die Nonnen selbst eine Vorsteherin aus ihrer Mitte wählen und zwar unter dem Vorsitz des Abtes von Siegburg, der das Aufsichtsrecht über das neue Kloster besaß.[1])

Als erste Priorin wird Alverabis genannt. Die Stiftungsurkunde bestimmte, daß die Vorsteherin nicht den Titel Äbtissin führen sollte; jedoch wurde diese Bestimmung bald aufgehoben; 1134 heißt die Oberin von Rolandswerth in einem Schutzbrief des Kaisers Lothar bereits Äbtissin. Vielleicht gestattete der Erzbischof die Annahme dieses Titels nachträglich, um sie nicht gegen die Äbtissinnen der ungeregelten Klöster zurückstehen zu lassen, sowie auch um ihr Ansehen bei ihren eigenen Schwestern zu erhöhen.

Man weiß nicht, wie lange Alverabis dem Kloster vorgestanden hat; auch ihr Todesjahr ist nicht ermittelt; wohl aber weiß man, daß ihre Regierung eine glückliche war, und daß die Schwestern, von jenem Feuereifer beseelt, der gewöhnlich die Anfänge des klösterlichen Lebens auszeichnet, die Hoffnungen, die ihre edlen Gönner auf sie setzten, rechtfertigten. Für das Kloster

[1]) Später ging dieses Recht an das Benediktinerkloster Groß Martin in Köln und zuletzt im 18. Jahrhundert an die Abtei Gladbach über.

wurde auch ein Schirmvogt bestellt; damit aber dieses Schutzverhältnis nicht, wie es öfters vorgekommen war, zu Erpressungen, Quälereien oder sonstigen Belästigungen des Klosters mißbraucht würde, die Bestimmung hinzugefügt, daß die Vogtei nicht erblich sein solle, sondern der Abt von Siegburg im Einverständnis mit den Schwestern jedesmal den Vogt zu bestellen habe.

Die erste Wahl fiel auf den Grafen Otto von Rheineck, der wegen seines Ansehens und seiner Macht, vor allem aber wegen seiner Frömmigkeit vorzüglich geeignet war, das Schirmeramt über das neue Kloster zu übernehmen. Er bewährte sich auch in diesem Amte so gut, daß die Äbtissin — wahrscheinlich war es Alveradis — 1134 die Anwesenheit des Kaisers Lothar in Köln benutzte, um durch Vermittlung seiner Gemahlin Richenza, einer Schwester der Gräfin Gertrud von Rheineck, sich einen Schutzbrief und zugleich die Bestätigung des Grafen Otto als ihres Schirmvogtes auszuwirken.

Kaiser Lothar nahm durch Urkunde vom 1. Januar 1134 das Kloster unter seinen kaiserlichen Schutz, und zwar wie er ausdrücklich betont, „auf die Fürsprache unserer geliebten Kaiserin Richenza", und bestätigte den Grafen Otto als Schirmvogt des Klosters.

Wir finden den Grafen noch in zwei Urkunden vom Jahre 1134 und 1148 angeführt; zwei Jahre später segnete er das Zeitliche. Die Schwestern bewahrten ihm ein dankbares Andenken.

In einer Urkunde von dem Jahre 1187 wird Graf Heinrich von Sayn (1174—1200) als Schirmvogt von Rolandswerth genannt. Die Notwendigkeit eines mächtigen Beschützers hatte sich kurz vorher in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit" vor Rudolph von Habsburg herausgestellt.





Sechstes Kapitel.

Oft, und gewiß mit Recht hört man von der Vergänglichkeit des Irdischen sprechen, und dennoch: „Inmitten dieser allgemeinen Hinfälligkeit der menschlichen Dinge kann der Mensch der Zeit etwas Dauerndes und Immerwährendes abringen: dasjenige nämlich, was er Gott darbringt. Er gibt ein irdisches Erbteil hin und gewinnt damit ein ewiges."

Gewiß ein schöner Gedanke, den Kaiser Friedrich II. in den Eingangsworten einer seiner Urkunden ausspricht, und den zu jeder Zeit, auch in unseren Tagen, noch viele hochherzige Seelen erfassen, die alles hingeben, um Gott zu gewinnen. Diese Gesinnung durchdrang nicht weniger in jenen Tagen viele fromme Gläubigen hohen und niedern Standes, deren Namen uns die Geschichte aufbewahrt hat, und die gleichsam wetteifernd das neu gegründete Kloster Rolandswerth mit ihren Gaben und Schenkungen bedachten.

Wollen wir die Beweggründe, welche den Wohltätern des Klosters die Hand zu reichen Gaben öffneten, kurz zusammenfassen, so brauchen wir nur die Worte Montalemberts in der Einleitung seiner „Mönche des Abendlandes" anzuführen:

„Wer die Geschichte der edelsten Triebe und reinsten Wallungen, die je das Menschenherz bewegten, darstellen wollte, würde die Arbeit schon halb getan finden: er dürfte einfach nur die motivierenden Eingänge der Stiftungs- und Schenkungsurkunden ausheben, welche das Klostereigentum begründet haben.

Nach Heiligung, Sühne und immerwährendem Gedächtnisse verlangend, findet sich in diesen Motivierungen der Reihe nach alles Leiden und Lieben der Menschheit: die Verehrung gegen Gott, die allerseligste Jungfrau, die Heiligen; die Reue und die Dankbarkeit, die Gattenliebe, die Kindesliebe, die Vater- und Mutter-

liebe, die Nächstenliebe in ihren mannigfaltigen Eingebungen, und vor allem und über alles der Wunsch, zum Seelenheil jener, die man auf Erden geliebt, mitzuwirken und im Himmel mit ihnen vereinigt zu werden."

Die gleichen Beweggründe regten auch die Wohltäter unseres Klosters zu ihren reichen Spenden an: die innige Freude an dem strengen, heiligen Leben der Schwestern, der Wunsch, sich und teueren Angehörigen Anteil an dem Gebete und den Verdiensten dieser Gottesbräute zu sichern.

Wie ein freundlicher goldner Sonnenstrahl auf sonst öder Gegend, so ruht auf der nun folgenden trockenen Aufzählung der dem Kloster gemachten Schenkungen das Glauben, Hoffen und Lieben längst heimgegangener Geschlechter. Zugleich sprechen diese zahlreichen und teilweise bedeutenden Vermächtnisse deutlicher als ausdrückliche Nachrichten für die Tatsache, daß die Töchter des heiligen Benedikt wegen ihres ernstgeregelten, echt klösterlichen Lebens sich allgemeiner Hochachtung erfreuten. Ganz besonders geht dieses auch aus dem Umstande hervor, daß nicht nur der Stifter Erzbischof Friedrich, sondern auch mehrere seiner Nachfolger sich der Interessen des Klosters aufs liebevollste annahmen.

Von Erzbischof Bruno II., der nach kurzer Regierung 1137 vor Bari starb, läßt es sich als gewiß annehmen, da ihm das Nekrologium (29. Mai) ein dankbares Andenken bewahrt. Als sein Nachfolger Hugo schon vier Wochen nach der Konsekration verschied, folgte ihm Erzbischof Arnold von Randerode (Randerath), und dieser war es, der 1143 den Klosterfrauen auf „der Insel der heiligen Jungfrau" auf ihr Ersuchen ihre sämtlichen Besitzungen bestätigte. Die Schenkgeber werden in dieser Urkunde einzeln mit Namen angeführt, damit sie nicht der Vergessenheit anheimfielen, und damit ihr edles Beispiel die kommenden Geschlechter zur Nachahmung antreibe.

Die in der Urkunde genannten Besitzungen wurden 1158 auch von Kaiser Friedrich Barbarossa in Sinzig[1]) bestätigt; 1174 wiederholte Philipp I. von Heidelberg aus diese Bestätigung, und diese Urkunde führt als Hauptschenkgeber und Schenkungen an:

---

[1]) Die Kaiserpfalz in Sinzig erhob sich an der Stelle, wo jetzt die Villa Bunge steht.

Erzbischof Friedrich I; er schenkte einen Weinberg in der Pfarrei Bachem, einen Hof in Kürighofen, den bis dahin ein gewisser Adolf von ihm zu Lehen hatte. Letzterer wurde mit 55 Mark[1]) abgefunden, für sich verlangte der edle Prälat nur das Gebet der Ordensfrauen. Nach späteren Nachrichten umfaßte dieser freigeistliche Hof 117 Morgen Land, 5 Morgen Wiesen, 52 Morgen Busch. Es waren nämlich zu dem ursprünglichen Güterstock teils durch Kauf, teils durch Schenkungen noch manche Ländereien hinzugekommen, so später 1174 ein Besitztum von 30 Morgen Land, welches eine Witwe Gertrud aus Friesheim mit Zustimmung ihrer Söhne und Verwandten für 18 1/2 Mark dem Kloster verkaufte.

Siebert von Muffendorf gab für seine Tochter Gertrud 6 1/2 Morgen Ackerland in Kürighofen nebst 1 1/2 Morgen in Liessem.

Weiter gab Ezelin von Bachem seiner Tochter Eveza, die auf Rolandswerth den Schleier nahm, als Mitgift 16 Morgen Weinberg, Busch und Ackerland, außerdem 2 Morgen zum Heile seiner Seele, einen für seinen Sohn Elias. Ferner kaufte demselben der Mönch Theodorich von Siegburg für 1 Mark noch einen Morgen ab, den er dem Kloster schenkte. Kunigunde von Bergheim gab ihrer Tochter gleichen Namens einen Morgen Land bei Bachem ins Kloster mit. Auch Siegfried von Honnef schenkte einen Morgen in Bachem. Ebenda ist eine Hufe Landes, welche im Jahre 7 Schillinge oder 3 1/2 Ohm Wein, das andere Jahr 2 Malter Hafer, 1 Urne Wein[2]), 6 Denare für Brot und Fleisch, für 1 Denar Wachs und für ebensoviel Baldrian schuldete.

---

[1]) Den Wert der mittelalterlichen Mark nach heutigem Geldwert zu bestimmen, ist nicht leicht; jedenfalls war derselbe bei weitem höher, als jener der gegenwärtigen gleichnamigen Münze. Es genügt, auf eine Münz-Konvention hinzuweisen, welche gemäß Gudenus cod. dipl.: III p. 567 am 7. Juni 1385 zwischen Adolph, Erzbischof von Mainz, Friedrich, Erzbischof von Köln, Cuno, Erzbischof von Trier und Ruprecht, Pfalzgraf bei Rhein und Herzog von Bayern abgeschlossen wurde. Gemäß diesem Übereinkommen sollte die Mark 23karatiges Gold zu 66 Gulden, die Mark 12 1/2löthigen Silbers zu 96 Weißpfennigen ausgemünzt werden, deren 20 einen Gulden ausmachten. — Außerdem ist zu bemerken, daß der damalige Geldwert überhaupt mindestens um das drei- bis vierfache den heutigen überstieg.

[2]) Eine Urne war, soviel sich ermitteln läßt, ein Legel, d. i. 1/4 Ohm, d. h. ungefähr 40 Liter Wein.

Vogel, ohne Zweifel derselbe, dem das Zustandekommen der neuen Klosterstiftung teilweise zu verdanken ist, und seine Gemahlin Cuniza gaben in Liessem ein Hufe Landes[1]) mit reichen Erträgnissen; ferner in Königswinter 5 Weinberge und endlich noch $2^1/_2$ Mark von Zinshäusern in Köln.

Wir könnten der besonderen Wohltäter des Klosters noch mehr aufzählen; doch es würde zu weit führen und ermüdend für den Leser sein, namentlich weil die Vergabungen fast immer derselben Art waren. Im goldenen Buche des Lebens stehen die Namen jener edlen Menschen gewiß eingeschrieben. —

Die Besitzungen des Klosters mehrten sich teils durch die Mitgift reicher Schwestern, teils durch Schenkungen immer mehr. Schon das Zinsregister vom Jahre 1492 auf der Bonner Universitätsbibliothek umfaßt 172 Folioseiten. Rechtsrheinisch erstreckten sich die Ländereien und Güter von Rheinbreitbach bis Honnef, linksrheinisch von Remagen bis Mehlem, Plittersdorf und Godesberg, landeinwärts bis Bachem, Marienforst usw. Außerdem besaßen die Ordensfrauen Häuser in Bonn und Köln.

Trotz dieses Reichtumes vergaßen die Töchter des hl. Benedikt keineswegs, daß die persönliche Armut die Grundvoraussetzung jeglichen klösterlichen Lebens bildet, und auf der Rheininsel führten die den vornehmsten Adelsgeschlechtern entstammenden Jungfrauen ein einfaches, anspruchsloses Leben. Hätten sie sich von anderen Grundsätzen leiten lassen, so hätte sich gewiß der wahre Ordensgeist nicht erhalten können, und das religiöse Institut wäre dem Ruine anheimgefallen. Denn so ist es noch stets, wie die Geschichte bestätigt, bei allen Klöstern der Fall gewesen, die das Joch der religiösen Armut von sich warfen: die äußeren Glücksgüter führten ihre innere Verarmung herbei.

[1]) Eine Hufe Landes waren beiläufig 60 Morgen.





Siebentes Kapitel.

Schon hatte die fromme Genossenschaft auf der Rheininsel sich durch zwei Jahrzehnte bewährt und stets schöner entfaltet, als ein Ereignis eintrat, welches mehr als die reichen Schenkungen sowie die Bitten der vornehmsten Jungfrauen um Aufnahme ins Kloster beweist, wie sehr die Stiftung die Hoffnungen erfüllte, welche ihre edlen Gründer auf sie gesetzt hatten. Dieses Ereignis war die Berufung Rolandswerther Schwestern zur Gründung eines neuen Klosters in Köln.

Als es sich 1144 nämlich darum handelte, an St. Mauritius in Köln ein neues Frauenkloster zu gründen, wußte Erzbischof Arnold I., derselbe, der den Klosterfrauen 1143 ihre sämtlichen Besitzungen bestätigt hatte, mit seinen Räten nicht besser dafür zu sorgen, ein vom rechten Geist beseeltes Institut zu erhalten, als indem er eine Anzahl Rolandswerther Schwestern nach St. Mauritius verpflanzte. Es trug sich dieses folgendermaßen zu:

Ein Kölner Bürger Herimann hatte die Kirche St. Mauritius, eine gewölbte, romanische Kirche ohne Querschiff, mit einer größern und zwei kleineren Altarnischen im Osten, und einer Emporkirche für die Nonnen, auf einem der Abtei St. Pantaleon zugehörigen Grundstücke erbaut. Es entstand nun zwischen dem Erbauer des Gotteshauses und dem Abte von St. Pantaleon ein Streit wegen der Jurisdiktion über die neue Kirche und das dabei zu stiftende Frauenkloster. Herimann behauptete, der Abt habe ihm den Bauplatz ohne allen Vorbehalt überlassen; letzterer stellte dies jedoch entschieden in Abrede, ja, er habe eine solche Schenkung nicht einmal machen können, ohne die Einwilligung seiner Mitbrüder und Ministerialen und ohne eine schriftliche Beurkundung seitens der Kirche.

Erzbischof Arnold, nach seiner eigenen Erklärung darauf bedacht, überall und soviel nur möglich jenen glückseligen Zustand herbeizuführen, den der gotterleuchtete Psalmist mit den Worten schildert: „Gerechtigkeit und Frieden küssen sich“, bemühte sich, auch zwischen dem Abte Wolbero[1]) und Herimann einen auf den Grundsätzen des Rechtes und der Billigkeit beruhenden Vergleich zu vermitteln. Die streitenden Parteien zeigten sich seinen Vorstellungen geneigt, und so wurden die fraglichen Verhältnisse in einer für alle befriedigenden Weise geordnet.

Die von Rolandswerth nach St. Mauritius versetzten Schwestern sollten, was Seelsorge und Ordensangelegenheiten anging, nächst dem Erzbischofe dem Abt von St. Pantaleon untergeben, in allen übrigen Beziehungen aber durchaus frei sein. Den Gottesdienst versahen zwei Mönche aus St. Pantaleon, für deren Unterhalt der Abt sorgte. Weil die neue Kirche zugleich eine zur Abtei St. Pantaleon gehörige Pfarrkirche war, sollte dem dortigen Abt das Recht der Investitur des Pfarrers verbleiben, letzterem zu seinem Unterhalte der ihm zubestimmte Zehnte und die auf dem Hochaltar dargebrachten Opfergaben gehören, während die Opfer der anderen Altäre den Schwestern zugebilligt wurden. Außerdem räumte der Abt den letzteren die Nutznießung verschiedener der Abtei gehörigen, zwischen St. Mauritius und der Stadtmauer gelegenen Ländereien ein, behielt sich jedoch das Eigentum sowie das Recht vor, die Nutznießung wieder an sich zu ziehen, falls obige Übereinkunft in irgend einem Punkte verletzt werde.

Als Zeugen dieses Vertrages werden unter anderem Abt Kuno von Siegburg und Graf Otto von Rheineck, der Schutzvogt des Klosters, genannt.

Die für Köln bestimmten Nonnen siedelten also von Rolandswerth nach dort über; als erste Priorin wird Alveradis genannt.

Auffallend und zu bedauern ist es, daß wir in der späteren Geschichte des Klosters auf der Insel durch keine Spur mehr an dieses nahe Verhältnis zu dem Tochterkloster von St. Mauritius, der ersten Filiale von Rolandswerth, erinnert werden.

---

[1]) Abt Wolbero von St. Pantaleon, gestorben 1165, hat auch Erbauungsschriften verfaßt für die Schwestern auf Rolandswerth. Vgl. Mitteilungen aus dem Benediktiner- und Cisterzienserorden. Raigern 1888. S. 459.



Achtes Kapitel.

Um dieselbe Zeit, im Jahre 1148, wurde in der Nähe der Insel ein Hospital mit Kapelle gegründet, neben der Stätte der Gottesliebe eine solche der Nächstenliebe. Wieder war es Erzbischof Arnold I., der dieser Anstalt die Bestätigung erteilte.

Ein Kölner Bürger Walbert, von dem Verlangen getrieben, um Christi willen ein armes weltentsagendes Leben zu führen, gab all seine Habe hin, um der Insel gegenüber einen Zufluchtsort für Arme und Kranke nebst einer Kapelle zu erbauen. Beides übergab er dann den Schwestern von Rolandswerth zur Verwaltung. Den Rest seines Vermögens verwendete der fromme Walbert zur Dotation der Kapelle, die dem hl. Nikolaus, dem Patron der Schiffer, geweiht wurde.

Das Spital nebst Kapelle und Kirchhof lag unmittelbar unterhalb des schroff an den Schienenweg herantretenden Rolandsecker Berges. Gewiß machte sich an dieser Stelle der belebten rheinischen Verkehrsstraße, die nach beiden Richtungen von größeren Orten und Spitälern ziemlich entfernt lag, das Bedürfnis geltend, ein Haus zu gründen, wo arme und kranke Pilger Herberge, Erquickung und Pflege fänden.

Walberts Vermögen reichte jedoch nicht hin, das Hospital so zu begaben, daß es die Not aller, die Hilfe suchend an seine Pforte klopften, lindern konnte, und deshalb steuerten die Ordensfrauen das Fehlende aus eigenen Mitteln bei. Alles, was sie bei ihrem armen Leben erübrigten, verwendeten sie ja grundsätzlich zu Zwecken der Mildtätigkeit.

Um die Dotation der Kapelle soweit zu ergänzen, daß ein Priester zum Dienste der Kranken angestellt werden konnte, gaben sie verschiedene Liegenschaften, Ackerland und Weinberge her, und um das Spital selbst mit den nötigen Mitteln zu versehen, traten sie demselben 15 Morgen Land mit aller Nutznießung ab. Außerdem schenkten sie Weinberge, ein Haus mit Garten und sonstige Ländereien. Zuerst genehmigte Abt Nikolaus von Siegburg 1148 urkundlich die neue Stiftung, und kurz darauf erteilte Erzbischof Arnold, wie wir bereits gehört, derselben seine Bestätigung. Zugleich traf letzterer die Bestimmung, „daß die Verwaltung und Leitung des Hauses den Schwestern zustehen solle, die Pfleglinge desselben einig unter sich leben, den weisen Anordnungen der Schwester Spedlerin sich fügen und gemäß der Mahnungen derselben nach ernster Lebensbesserung trachten sollten." Den Schwestern wurde es zur Pflicht gemacht, gewissenhaft darüber zu wachen, daß die Einkünfte des Hospitales nicht ihrem stiftungsmäßigen Zwecke entfremdet würden. Zugleich hatten sie das Recht, den bei dem Spitale anzustellenden Geistlichen frei zu wählen. Als Besoldung werden letzterem die Einkünfte der Besitzungen angewiesen, die oben angeführt wurden.

Als Zeugen werden in der Bestätigungsurkunde des Erzbischofs Arnold neben der Äbtissin Uda und deren Schwester Sophia genannt Graf Otto von Rheinek, der auch über das Hospital die Schirmvogtei übernahm, sowie der früher erwähnte Wohltäter des Klosters Adalbero von Muffendorf nebst seinem Bruder Lambert, welche das Zustandekommen des neuen Werkes wesentlich durch Rat und Tat unterstützt hatten.

So begannen denn die Schwestern in dem Hospital überm Rhein ihre segensreiche Tätigkeit. Mancher arme oder kranke Wanderer hat hier Herberge und Pflege gefunden, mancher Erdenpilger hier sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niedergelegt. Und gewiß darf man mit Recht annehmen, daß in dem schrecklichen Hungerjahre 1197 die guten Ordensfrauen alle nur möglichen Opfer brachten, um an der Pforte ihres Hospitals keinen Notleidenden abweisen zu müssen. Die Not in jenem Jahre war so groß, daß das benachbarte Kloster Heisterbach, nach dem Zeugnisse des Cäsarius, nicht selten an einem einzigen Tage 1500 Arme speiste, und Abt Gevard täglich einen Ochsen schlachten und in drei großen Kesseln für die Hungernden, die das Kloster umlagerten, kochen ließ.

Im Laufe der Zeit war das Hospital seiner Bestimmung entfremdet worden. Die Rektoren hatten vor und nach sämtliche Früchte, Renten und Einkünfte der Anstalt an sich gebracht, und die Aufnahme von Fremden, Armen und Kranken unterblieb. Da benutzte die Äbtissin Elisa von Rolandswerth eine, wahrscheinlich 1322 eingetretene Vakanz der Rektorstelle, um mit Hilfe ihres leiblichen Bruders, des Erzbischofs Heinrich von Virneburg, den sie mit der Sachlage bekannt gemacht hatte, jenen Mißbrauch abzuschaffen. Der Kirchenfürst ordnete durch eine neue Verfügung die fraglichen Verhältnisse im Einverständnisse mit der Äbtissin und dem Konvent von Rolandswerth, als den Patronen des Hospitals, denen zugleich das Kollationsrecht der dortigen Kapelle zustand.

Nach dieser Verfügung führt die jedesmalige Äbtissin des Klosters auf der Insel die Verwaltung des Hospitals; sie hat Sorge zu tragen, daß die Einkünfte desselben für die Armen verwendet, der Gottesdienst in der Kapelle wieder hergestellt und durch einen passenden Geistlichen versehen werde. Die Äbtissin behält das Recht, einen zur Ausübung der Seelsorge und des Gottesdienstes für die Hospitalangehörigen geeigneten Geistlichen zu präsentieren. Das Kloster hat demselben zu seinem Unterhalt jede Woche 7 Weizenbrote, gewöhnlich Semmel genannt, von denen 70 auf ein Malter gerechnet werden, und 2 Roggenbrote, von denen man auf Rolandswerth 40 aus einem Malter zu backen pflegt, ferner am Remigiusfeste 3 Malter Hafer und 1 Malter Erbsen Bonner Maßes und am St. Martinstage 5 Kölnische Pagamentsmark[1]) sowie im Herbst ein Quantum Wein (4 Ohm und 4 Sextare Bonner Maßes) zu verabreichen. Auch hat der Rektor Anspruch auf die Opfergaben, welche während der von ihm gefeierten heiligen Messe auf den Altar gelegt werden. Er liest wie bisher

---

[1]) Pagaments-Mark. Der Ausdruck ist ohne Zweifel auf die französischen Worte payer, payement zurückzuführen. Es mußte also die Zahlung in Mark-Münzen geleistet werden, welche von den Kölner Münzmeistern als Mark von richtigem Silbergehalt anerkannt waren und in Zahlung genommen wurden. Die Kölnische Pagamentsmark hatte seit Anfang des 13. Jahrhunderts den Wert von 3 Mark 70 Pfennig nach heutigem Gelde.

an bestimmten Festtagen das Evangelium im Kloster, wofür ihm die herkömmlichen Gebühren entrichtet werden.[1])

Erzbischof Heinrich sann auch darauf, die Gläubigen zu größerer Freigebigkeit zugunsten des Hospitals zu bewegen, indem er allen, die demselben ein Almosen spendeten, nach reumütiger Beichte einen Ablaß von 40 Tagen verlieh.

So war denn das Hospital seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben: dürftige Wanderer und arme Kranke fanden wieder gastliche Aufnahme und liebevolle Pflege. Besonders lebhaft mochte es wohl an der Pforte desselben zugehen, wenn alle 7 Jahre die Zeit der Aachener Heiligtumsfahrt wiederkehrte, und selbst aus dem fernen Ungarn fast endlose Pilgerzüge vorüberwallten.

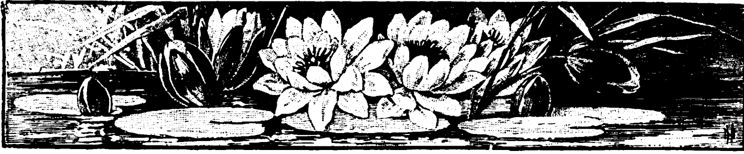
Jene Äbtissin, unter deren weiser Regierung diese Umkehr zum Bessern sich vollzog, war eine geborene Gräfin von Virneburg und wie wir bereits hörten, eine leibliche Schwester des damaligen Erzbischofs. Sie starb am 7. März 1328 und wurde vor dem Hochaltare der Kirche beigesetzt. Sie stammte von Schloß Tomburg.[2]) Es folgte ihr als Äbtissin eine andere Gräfin von Tomburg, Aleidis, welche im Jahre 1354 das Zeitliche segnete.

---

[1]) An Festtagen fand also in der Klosterkirche feierlicher Gottesdienst statt, bei welchem der Prior zelebrierte, der Rektor des Hospitals als Diakon, der Kaplan der Insel als Subdiakon fungierte.

[2]) Die Chronistin Gertrud Hülß teilt die Inschrift des Grabsteines der Äbtissin Elisabeth von Tomburg mit, welcher zu ihrer Zeit in der alten Kirche noch vorhanden war. Vgl. Floß S. 13.





Neuntes Kapitel.

Lange Jahre hindurch konnte das Hospital seine menschenfreundliche Tätigkeit ausüben, bis dieselbe durch die kirchlichen Wirren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts unter dem Erzbischof Ruprecht von der Pfalz eine gewaltsame Unterbrechung erlitt. Im Jahre 1476 wurde das Haus zerstört und die Schwestern sahen sich genötigt, ihr großes Gut bei Oberwöllenstadt in der Wetterau, und damit zugleich vier Morgen Landes, welche das Hospital dort besaß, zu veräußern, um die Mittel zur Herstellung des Spitals sowie des gleichfalls im burgundischen Kriege verheerten Klosters zu gewinnen. Dazu bedurften sie jedoch der päpstlichen Genehmigung, die Sixtus IV. erst dann erteilte, als sich der Rektor des St. Nikolaus-Spitals, Theobald von St. Wendel, mit dem Verkaufe einverstanden erklärt hatte und nachdem das Spital anderwärts durch Besitzungen vom gleichen Werte entschädigt war.[1]) Mit solch ängstlicher Gewissenhaftigkeit verfuhr das Oberhaupt der Kirche, um das Gut der Armen nicht schmälern zu lassen und dessen stiftungsgemäße Verwendung zu sichern. Drei Jahrhunderte später stoßen wir, wie wir auf der folgenden Seite berichten werden, auf ein obrigkeitliches Verfahren, welches zu dieser gewissenhaften Vorschrift in einem schneidenden Gegensatz steht.

Einstweilen diente das Hospital, nachdem dessen im Burgundischen Kriege arg verwüsteten Gebäude nebst der Kapelle durch die Fürsorge der Schwestern wiederhergestellt waren, weiter dem Dienste der Armen und Kranken, freilich oftmals gestört durch die

[1]) Die ungedruckte Urkunde d. d. Bracciano 1478 Juli 15 nebst den übrigen Verhandlungen im Archiv zu Düsseldorf.

wilden Kriegsstürme, welche in den drei letzten Jahrhunderten über das Kölnische Land daher fuhren. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts scheint das Hospital jedoch mehr nur den Charakter einer Herberge gehabt zu haben, in welcher mittellose Reisende Unterkunft und Beköstigung über Nacht erhielten. Ein eigener Geistlicher fungierte dort nicht mehr; auch war nicht, wie früher, eine Schwester nebst einer Magd als Gehilfin daselbst mit der Pflege und Bedienung der Fremden und Kranken beschäftigt. Die kleinen Dienste in der Armenherberge bei St. Nikolaus wurden von einem sogenannten „Spitalmeister" verrichtet, der dafür freie Wohnung in dem Hause hatte.

So erhielt sich die Stätte der Barmherzigkeit bis die Zeit der sogenannten Aufklärung herankam, die pietätloseste Zeit der christlichen Aera, die dann schonungslos mit der 700jährigen frommen Stiftung aufräumte. Der Amtsverwalter J. B. Schötter in Bonn stellte am 28. August 1792 bei der Behörde den Antrag: „Die am Werth bestehende Herberge für Kranke und Bettler möge als unvereinbar mit der kurfürstlichen Verordnung vom 12. Mai 1792 dem Wunsche der Gemeinde gemäß aufgehoben und zu einer Schule verwendet werden, damit die Kinder des Ortes nicht mehr genötigt seien, die Schule in Mehlem zu besuchen."

Der Prior des Klosters Rolandswerth wurde durch die Regierung zum Bericht aufgefordert am 30. September 1792. Es ist aus den Akten nicht ersichtlich, wie dessen Berichterstattung lautete; bei dem damals herrschenden Zeitgeiste darf man aber kaum zweifeln, daß die Entscheidung im Sinne des Antragstellers ausfiel, obwohl es doch allen Begriffen von Recht und Gerechtigkeit widerspricht, entgegen dem Willen der frommen Schenkgeber das Gut der Armen zu nehmen, und dasselbe einem anderen, wenn auch sonst noch so löblichen Zwecke zuzuführen. Schon damals scheint das Hospital als solches aufgehoben worden zu sein.

Die Kapelle und die Gebäulichkeiten erhielten sich bis 1817, wo sie abgebrochen werden mußten, weil sie in der Linie der damals neuangelegten Landstraße lagen. Vor dem Hospital an der alten Straße stand ein großes, steinernes Kruzifix; auf dem St. Nikolauskirchhofe am Spital pflegte die Gemeinde Rolandswerth sich zu versammeln zur Beratung der Gemeindeangelegenheiten. Heute erblickt man keine Spur mehr, die von der Vergangenheit erzählen

könnte. Nahe bei der Stelle, wo Kapelle und Hospiz standen, erhebt sich zwischen fruchtbaren Obstbäumen das niedrige Häuschen des Klosterfährmannes.

— — — — — — — — — — — — —

Kehren wir nun zur Insel und ihrer Geschichte zurück. Wir hörten schon, daß Friedrich Barbarossa, als er 1158 in Sinzig verweilte, den Ordensfrauen ihre sämtlichen Besitzungen bestätigte. Die Schwestern hatten den Aufenthalt des Herrschers in ihrer Nähe benutzt, um durch Vermittlung des Erzbischofs Friedrich II. und des Abtes Nikolaus von Siegburg sich einen kaiserlichen Schutzbrief auszuwirken. In der Tat gewährte der Kaiser ihnen dieses Privileg; er nahm das Kloster auf der Rheininsel und dessen Güter unter seinen kaiserlichen Schutz und bestimmte, daß in Zukunft der jedesmalige Erzbischof von Köln die in seinem Sprengel gelegenen Güter an Kaisers Statt und wie der Kaiser selbst schützen und verteidigen solle. Sollte trotzdem es jemand wagen, das Kloster in seinen Rechten und Besitzungen zu stören, so wird er, wie schon in der Urkunde Lothars III. (1134) geschehen, mit einer Buße von 100 Pfund Gold bedroht, wovon „die eine Hälfte der kaiserlichen Kammer, die andere dem Gotteshause zu Rolandswerth gehören solle.“

Im Jahre 1177 im September erließ der Kaiser von Venedig aus, wo er im Juli Frieden mit der Kirche geschlossen hatte, eine weitere Urkunde zugunsten des Klosters. In derselben genehmigte er das von seinem Vorgänger Lothar verliehene Privileg und befahl, daß alles fest und unverbrüchlich gehalten werde, was inbezug auf die Vogtei des Klosters festgesetzt worden.

Und doch, wer sollte es glauben? Trotz aller Bestimmungen und Vorsichtsmaßregeln blieben Angriffe auf die Klostergüter nicht aus. Alles war geschehen, um zu verhüten, daß die Schirmvögte nicht früher oder später in Bedränger ausarteten, indem sie aus ihrer Schutzpflicht ein Recht zu allerlei Bedrückungen und Erpressungen herleiteten; und trotzdem kam das Kloster gegen Ende des 13. Jahrhunderts in die Lage, der Aufdringlichkeit und Anmaßung unberufener Vögte sich erwehren zu müssen. Es war eben, wie der Dichter sagt, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit, wo der Schwache und Friedliche jeden Augenblick fürchten mußte, des Mächtigen Beute zu werden. . .“

Ein Ritter, Lambert von Honnef war es zunächst, der sich zehn Jahre hindurch (1170—1180) gegen die Güter und Leute des Klosters in Ober- und Niederbachem verschiedene Erpressungen erlaubte und selbst den durch kirchliche und kaiserliche Privilegien geschützten Frieden des Klosters dadurch störte, daß er gewaltsam in dasselbe eindrang und sich dort den sogenannten Bannwein[1]) reichen ließ. Das Kloster führte endlich Klage gegen den Ruhestörer und das Gericht zu Köln wies nach dem Verhör der Zeugen, wie es recht und billig war, den Angreifer in seine Schranken zurück.

Um dieselbe Zeit erlaubte sich Konrad, genannt Heinrich von Müllenarken, Übergriffe gegen die Freiheit des Klosters. Als vermeintlicher Vogt beanspruchte er verschiedene Einkünfte und Gerechtsame von den Klosterhöfen zu Liessem und Kürighofen, nämlich die Maibede, Herbstbede[2]) und den Bannwein. Doch kam er bald zur Einsicht; er gab die Grundlosigkeit seiner Ansprüche zu und stellte darüber zu Mehlem auf dem Kirchhofe am 10. August 1182 vor vielen Zeugen „der eigenen sowie seiner Eltern Seele zum Trost" dem Kloster einen Revers aus.

Auch in späteren Jahrhunderten hatte das Kloster zu wiederholten Malen Schwierigkeiten, die Freiheit seiner Besitzungen der kurfürstlichen Regierung gegenüber zur Anerkennung zu bringen. Wiederholt machte jene den Versuch, das eine oder andere Gut zu den allgemeinen Lasten heranzuziehen, und wenn es auch nicht dazu kam, so brachten doch die unausgesetzten Verhandlungen viele Mühen und Unannehmlichkeiten mit sich. Die Ordensfrauen waren deshalb nicht wenig erfreut, als im Juni 1655 die Sache endgültig zu ihren Gunsten entschieden wurde.[3])

---

[1]) Durch Erzwingung des Bannweins wollte Lambert sich als Oberherrn anerkennen lassen.

[2]) Bestimmte Abgaben, die im Frühjahr und Herbst zu entrichten waren.

[3]) Sonst scheint der Adel der Gegend freundliche Beziehungen zu dem Kloster unterhalten zu haben. Bestimmt wissen wir dieses von dem Burggrafen von Drachenfels. Gemäß dem Nekrologium vermachte Burggräfin Christine demselben schöne Ornamente. Die Burggrafen Gottfried und Rüdiger sowie Elisabeth von Drachenfels wandten ihm andere Wohltaten zu.

Die Besitzungen des Klosters vermehrten sich fortwährend, wenn auch nicht in dem anfänglichen Maßstabe. Es sind jetzt weniger Schenkungen als Kauf, welche das Klostergut erweiterten. In der ganzen Umgegend war der Besitz des Klosters ein ausgedehnter.



Zehntes Kapitel.

Die bisher gemachten Mitteilungen beruhen auf den urkundlich bezeugten Nachrichten über die Geschichte des Klosters bis zur 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Es erübrigt uns nun noch einige allgemeine Kalamitäten anzuführen, von denen das Kloster in jener Zeit sicher, andere, von denen es aller Wahrscheinlichkeit nach berührt worden ist.

Im Februar des strengen Winters 1306 brach die Eisdecke des Rheines; das Eis ging mit Hochwasser ab, riß in Köln zwei Türme mit sich fort, zerstörte viele Wohnungen, und zahlreiche Menschen fanden in den Fluten den Tod. Das Hochwasser dauerte bis Ostern und richtete unermessenen Schaden an.

Mehreremale waren es fürchterliche Überschwemmungen (1432 und 1458), welche die Schwestern auf Rolandswerth in Not und Schrecken versetzten.

Nachdem 1197 große Hungersnot geherrscht und in den folgenden Jahren Sonnenfinsternisse und starkes Erdbeben die Menschheit erschreckt hatten, brach im Frühjahre 1349 die große Pest aus, die weder vorher noch nachher im Abendlande ihres Gleichen gehabt hat. Die schreckliche Krankheit „der schwarze Tod" genannt, herrschte $^3/_4$ Jahr; in Köln starben täglich an 100 Menschen, überhaupt raffte die Seuche $^2/_5$ der Bevölkerung Europas hinweg. Es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der entsetzliche Gast, wie auch in späteren Jahren, seinen Weg auf die Insel fand.

1365 war der Rhein drei Monate zugefroren; zahllose Menschen starben an Hunger und Pest. 1448 brach diese Krankheit abermals aus. — Sehr wahrscheinlich hatte das Kloster in den

wilden Kämpfen zwischen den beiden Gegenkönigen Otto und Philipp von Schwaben viel zu leiden, als letzterer mit Heeresmacht in das Kölner Land eindrang und Bonn, Andernach nebst vielen umliegenden Ortschaften niederbrennen ließ, dann im Spätherbst 1203 wieder heranzog und weit umher das Land mit Feuer und Schwert verheerte. Und ob das Kloster in den wilden Fehden, die namentlich im 14. und 15. Jahrhundert das Land durchtobten, stets Schonung fand? Ob seine auswärts liegenden Güter dabei nicht gelitten? — —

Noch ein Ereignis dürfen wir nicht übergehen, ein Ereignis, dessen glücklicher Ausgang für die Ordensfrauen von hoher Bedeutung war: der Versuch eines Burgbaues auf Rolandswerth.

— — — — — — — — — — — — —

Im Jahre 1359 faßte der Erzbischof Wilhelm von Gennep einen Plan, dessen Ausführung den Fortbestand des Klosters sehr in Frage gestellt, jedenfalls aber in höchst bedenklicher Weise die friedliche Weltabgeschiedenheit desselben gestört haben würde: er beabsichtigte, auf der Insel eine starke Feste zu errichten. Jedenfalls wollte er dadurch seine Macht auf dem Rheinstrom vermehren, vielleicht auch an die Grenze seines Gebietes eine noch stärkere Wache stellen, als er sie schon in der Burg Rolandseck besaß. Da aber eine solche Anlage hier den Strom in ähnlicher Weise beherrscht haben würde wie die Pfalz bei Caub und der Mäuseturm bei Bingen, so erkannten die rheinischen Städte darin eine ernstliche Gefahr für den Verkehr auf der Wasserstraße und fürchteten neue Zollauflagen für Schiffahrt und Handel. Köln, Koblenz, Andernach und Bonn traten zu einem Bündnis zusammen, um die Ausführung oder Fortführung des Planes mit vereinter Macht zu hemmen, und auch in Zukunft jedem etwa beabsichtigten „hinderlichen" Anbau an das Kloster auf der Insel mit Nachdruck zu wehren. Zu diesem Ende sollte Köln 3200 Mann, Koblenz 2000, Andernach 1000, Bonn 500 Mann, alle gewappnet und zu Schiff stellen, und die drei letztgenannten Städte dazu noch 100 Schützen dahin abgehen lassen. Sollte später der Versuch, Rolandswerth zu befestigen, erneuert werden, so sollten die verbündeten Städte 5200 Bewaffnete und 200 Schützen aufbieten, um solches zu wehren. Auch wurde der Fall vorgesehen, daß der Erzbischof die eine oder andere der Städte um dieser Sache willen mit Heeresmacht angriffe: alsdann sollten die übrigen derselben sofort be-

3*

waffnete Hilfe schicken. Doch der Erzbischof ließ es des Rolandswerther Burgbaues wegen nicht zu offener Fehde kommen; er zog eine friedliche Beilegung der deshalb entstandenen Differenzen vor. Seine Bevollmächtigten einigten sich mit jenen der Städte Köln, Koblenz, Bonn und Andernach zu dem schiedsrichterlichen Urteil, daß der Erzbischof sich auf dem Werth jedes Baues zu enthalten habe. Dem Kirchenfürsten, der seit Jahren so viel für die Herstellung des Landfriedens getan hatte, war es ernstlich darum zu tun, den Krieg mit seinen Nachbarstädten zu vermeiden. Deshalb unterwarf er sich jenem Schiedsspruche und gab den Plan der Befestigung von Rolandswerth auf.

Niemand wird sich dieses Ausgangs der Sache mehr gefreut haben, als die Schwestern, die mit ängstlicher Spannung der Entwicklung der Angelegenheit gefolgt waren. Setzte der Erzbischof seinen Plan durch, so war auf die Dauer ihres Bleibens nicht neben den Kriegsleuten; kam es aber zum Kampfe, so drohte dem Kloster sichere Zerstörung. So aber konnten sie wie bisher in Frieden Gott an der liebgewordenen Stätte dienen. —

Bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts sind fast keine weiteren Nachrichten auf uns gekommen; auch sind uns bis dahin nur die wenigsten Äbtissinnen dem Namen nach bekannt.[1]) Im Jahre 1466 jedoch tritt uns der Name der Äbtissin Bela von Brinken entgegen, der die Chronistin Hülß den ehrenden Titel Reformatorin beilegt. Unter ihr nämlich schloß das Kloster Rolandswerth sich der Bursfelder Kongregation an, dieser damals im westlichen Deutschland fast allgemein eingeführten Reform der Benediktinerklöster. Von diesem Zeitpunkte an ist das Verzeichnis der Äbtissinnen sowie die Chronik der Ereignisse ziemlich vollständig.

[1]) Aus früherer Zeit werden als Äbtissinnen von Rolandswerth urkundlich erwähnt: Uda 1140 und 1148, Mechtildis 1225, Hadwig 1272, dann zwei im achten Kapitel erwähnte Gräfinen aus dem Geschlechte der Virenburger Elisa † 1326 und Aleidis † 1358; endlich Margaretha von Fleckenstein 1405, vielleicht die Schwester des als Bischof von Worms im Jahre 1426 verstorbenen Johannes von Fleckenstein.





II. Zeitraum.
Vom Jahre 1466 bis zum 18. Jahrhundert.

Elftes Kapitel.

Im Laufe der Zeit waren manche Häuser des Benediktinerordens von ihrer Bestimmung abgewichen und einer Reform bedürftig geworden. Um dem Übel zu steuern, bildeten sich verschiedene Kongregationen, Vereinigungen vieler Klöster zu einem Ganzen, durch welche der Erschlaffung der Disziplin in einzelnen Häusern eher abgeholfen und innere Reformen dauernd befestigt werden konnten. In Deutschland ging im 15. Jahrhundert die Verbesserung zunächst von der Abtei St. Matthias in Trier aus; jedoch gab das Kloster Bursfelde in Hannover, dessen Äbte[1]) die eifrigsten Beförderer derselben waren, dieser Klosterreform den Namen.

Päpstliche Bullen hatten bereits 1458 und 61 die Bursfelder Kongregation bestätigt und nachdrücklich anempfohlen, und schon verschiedene Klöster der rheinischen Lande waren ihr beigetreten. Der Abt von St. Martin, P. Adam Mayer, bemühte sich erfolgreich um die Ausbreitung der Reform. Nicht ohne schwere Mühen und Kämpfe gelang es ihm bis zum Jahre 1466 Rolandswerth zur Annahme der Reform zu bewegen. Die Äbtissin fand in ihm ihre eifrigste Stütze, und P. Mayer[2]) blieb bis zu seinem Tode der treue Kommissar des Klosters.

---

[1]) Johann von Minden und Johann von Hagen (1436—1469).

[2]) P. Adam Mayer gebürtig aus Erweiler bei St. Wendel trat um 1440 als Mönch zu St. Matthias in Trier ein. Dieses Kloster sandte ihn 1484 auf Veranlassung des Kardinals Cusanus nach Köln, damit er die Klöster dieser Stadt reformiere. Dies gelang ihm denn auch bald und seine Bemühungen wurden daselbst so anerkannt, daß er 1454 zum Abt von Groß Martin gewählt wurde.

Zahlreiche Klöster im Westen Deutschlands bis nach Münster und Holland haben diesem ausgezeichneten Manne ihre Erneuerung zu danken. Er starb 1499; das Nekrologium von Rolandswerth bewahrte ihm und auch seinen Eltern Petrus und Geisa ein dankbares Andenken.

Mit Einführung der Reform nahm in Rolandswerth Frömmigkeit und Tugend sowie wissenschaftlicher Eifer einen neuen Aufschwung, und für das Kloster begann in dieser doppelten Hinsicht eine neue Blütenperiode.

Bela von Brinken, aus Niederwesel oder Goch, wahrscheinlich aus der noch heute existierenden freiherrlichen Familie von Brinken stammend, regierte gütig und weise. Der Reform halber kamen einige Ordensfrauen aus St. Agatha in Köln, sodann zwei andere: Guda von dem Kamp und Aleidis Raiskop aus Hagenbusch bei Xanten auf das Werth und führten dort die geistlichen Übungen, die sie in ihren Klöstern hatten, ein, z. B. eine Andacht für den Advent: „das geistliche Häuschen" genannt, höchst wahrscheinlich eine Anleitung zur Errichtung einer geistigen Krippe für die Ankunft des Jesukindes.

Bela's Regierung wird durch manche schmerzliche Ereignisse, manch schweres Mißgeschick gekennzeichnet. Im Jahre 1482 verlor sie ihre Priorin, Agnes von Aspinslache, welche ihr seit 1466 treu zur Seite gestanden hatte. Doch die bei weitem traurigste Heimsuchung traf sie und das ganze Kloster, als bei den Kämpfen des burgundischen Krieges unter Erzbischof Ruprecht im Jahre 1476 ein furchtbarer Brand ausbrach und das Kloster zerstörte. Bei dieser Gelegenheit wurde das ganze Klosterarchiv vernichtet, so daß man aus dem Gedächtnis der noch lebenden Schwestern eine neue Chronik sowie ein neues Güterverzeichnis aufnehmen mußte. Wohl vieles mag dabei verloren gegangen sein; denn wer hätte es vermocht, die zahlreichen ausgedehnten Besitzungen ohne weitern Anhaltspunkt mit Sicherheit herzuzählen? — Die Schwestern verließen für einige Zeit die Insel und fanden vereinzelt in anderen reformierten Klöstern Aufnahme; es wurde dem Konvent gestattet, ihr großes Gut zu Oberwöllenstadt in der Wetterau zu verkaufen, um die Kosten für die Wiederherstellung der zerstörten Gebäude zu bestreiten. 1481 waren die Ordensfrauen wieder auf dem Werth; denn am 6. Mai d. J. weihte der Erzbischof Hermann von Köln, von seinem Weihbischof Arnold von Unkel begleitet, das Kloster und die Kirche neuerdings ein. Auch verlieh er an dem Tage einen besonderen Ablaß, den der Weihbischof öffentlich verkündete.

Die Freude der Schwestern war groß; bedeutete doch dieses schöne Fest gleichsam einen Auferstehungstag der eingeäschert ge-

wesenen Gottesstätte. Der folgende Tag brachte auch noch Festlichkeiten: der Kirchenfürst weihte unter Assistenz seines Weihbischofes drei exsekrierte Altäre in der Klosterkirche. Diese Weihe ist die erste, von der in der Folge die Ordensfrauen eigentlich etwas wußten, weil sie im Kapitelbuche eingeschrieben war. Leider gingen die Mitteilungen über die ursprüngliche Weihe des Klosters und der Kirche bei dem Brande zugrunde.[1]) Die Vernichtung der Archivalien durch die Feuerbrunst ist noch in anderer Hinsicht zu beklagen; denn manche Fragen, die sich uns inbezug des innern wie äußern Lebens auf der Insel in den nun hinter uns liegenden Jahrhunderten aufdrängen, müssen wohl für immer ungelöst bleiben. Zahlreiche edle und heilige Seelen haben ohne Zweifel in dieser Zeit auf dem Eiland in stiller Verborgenheit gelebt und vollendet, deren Namen nicht in den Jahrbüchern der Geschichte, desto sicherer aber in dem Buche des Lebens aufgezeichnet stehen. Manche Namen sind uns freilich in dem Nekrologium erhalten; aber die meisten derselben blicken uns fremd und unverständlich an, wie eine rätselhafte Runenschrift aus grauer Vorzeit, weil dabei alle Angaben fehlen, in welcher Beziehung sie zur Insel gestanden; manche werden erst bei der letzten Zeitenwende wie Sterne am Nachthimmel aus dem Dunkel der Vergangenheit hervortreten, um die wunderbaren Fügungen und Führungen der göttlichen Vorsehung zu preisen.

Die Äbtissin Bela starb am 21. August 1482; auf sie folgte als Äbtissin Regina von Blankard, die nur 8 Jahre ihr Amt bekleidete und sodann mit einer anderen Ordensfrau, Katharina von Hessen, das Kloster verließ. Der Grund ihres Weggangs ist uns nicht bekannt, doch beschloß Regina bald in einem anderen Kloster ihre Tage (1490).[2]) Zu ihrer Nachfolgerin auf der Insel wurde Demodis von Büchel gewählt, eine weise und umsichtige Frau, die

[1]) Das Kirchweihfest wurde fortan nach erzbischöflicher Verordnung jedes Jahr am ersten Sonntag nach der Oktav des Osterfestes gefeiert. Die wiederhergestellte Kirche wurde auch mit gemalten Fenstern ausgestattet; Daniel Ruhe, Dechant von St. Andreas in Köln, stiftete ein Fenster im Werte von 3 Goldgulden, Goderard Palm ein solches am Hochaltare für 30 Gulden und gab außerdem noch 10 Gulden zu dem Bau (Nekrologium).

[2]) Sie stammte von dem Edelhofe in Pissenheim, welchen 1639 das Kloster erwarb.

dem Kloster 17 Jahre vorstand und am 21. November 1507 starb.[1]) Sie hatte das Glück, daß ihr eine überaus tugendhafte, fast heiligmäßige Ordensfrau in dem einflußreichen Priorenamte zur Seite stand, welches sie als Nachfolgerin der Agnes von Aspinslache 30 Jahre lang verwaltete, nämlich die bereits erwähnte Guda von dem Kamp. Der mit den Verhältnissen von Rolandswerth bekannte Prior von Laach, Johannes Butzbach[2]) rühmt von ihr im 1. Buche seines um das Jahr 1508 verfaßten Macrostroma, sie habe den Schwestern mit einem für jene Zeit fast unerhörten Beispiel klösterlicher Abtötung vorgeleuchtet. Bei den Mittags- und Abendmahlzeiten habe sie stets nur von einem Gericht und auch davon uur das Notwendigste genossen, seit längeren Jahren von Fleisch, Fischspeisen und Eiern sich gänzlich enthalten, Wein nur äußerst wenig und mit Wasser vermischt getrunken, und trotz dieser von ihr mit Erlaubnis der Obern freudig geübten, strengen Enthaltsamkeit zeichne sie sich durch ihr frisches Aussehen, sowie durch ihre Kraft und Regsamkeit bei den klösterlichen Übungen vor allen ihren Mitschwestern aus. Sie starb zur Zeit der Äbtissin Gertrud von Büchel am 21. März 1512.

---

[1]) Jakob Siberti, Mönch in Laach, verfaßte für sie die von Professor Floß S. 76—77 mitgeteilte Grabschrift, an deren Schluß es heißt: „Sie starb am Feste der Aufopferung Mariä im Tempel; wir hoffen, die seligste Jungfrau, deren Kloster sie so lange geleitet hat, wird sie aufgenommen haben in den Himmel.“

[2]) Johannes Butzbach aus Miltenberg am Main gebürtig, daher Piemontanus genannt, trat nach tüchtiger wissenschaftlicher Vorbildung im Jahre 1500 als Mönch in Laach ein, wo er bald Lehrer der Novizen, später Prior wurde und viele Schriften verfaßte. Sein an Abenteuern und Leiden reiches Jugend- und Wanderleben hat er selbst höchst anziehend beschrieben in einem Büchlein, welches Rektor D. J. Becker im Jahre 1869 deutsch bei Manz, Regensburg herausgegeben hat unter dem Titel: Chronica eines fahrenden Schülers oder Wanderbüchlein des Johannes Butzbach.



Zwölftes Kapitel.

Um diese Zeit treten uns unter den Ordensfrauen von Rolandswerth zwei Gestalten von solcher Bedeutung entgegen, daß gleichzeitige Schriftsteller nicht anstehen, ihre Namen neben den durch Heiligkeit und Wissenschaft berühmten Klosterjungfrauen der Vorzeit, einer Roswitha von Gandersheim, Elisabeth von Schönau, Hildegard von Bingen und Charitas Pirkheimer zu nennen. Es waren die Schwestern Aleidis Raiskop und Gertrudis von Büchel.

Aleidis wurde gegen Mitte des 15. Jahrhunderts in Goch geboren. Wie es scheint, kam sie als Kind zu ihrer Ausbildung in das Kloster Hagenbusch bei Xanten und weihte sich bereits in früher Jugend, wie Butzbach in seinem Auktarium berichtet, Gott dem Herrn, indem sie in diesem Kloster, wo eben infolge der Einführung der Bursfelder Reform das Ordensleben in schönster Blüte stand, den Schleier nahm. Eifrig beflissen, durch Studium der heiligen Schriften, dabei auch in weltlicher Wissenschaft sich auszubilden, zeichnete sie sich zugleich durch ihren Eifer im Streben nach christlicher Vollkommenheit so sehr aus, daß man, ungeachtet ihrer Jugend sie nach dem Jahre 1477 mit der oben erwähnten frommen Schwester Guda von dem Kamp nach der Insel Rolandswerth sandte, um hier durch Wort und Beispiel für die Durchführung der rechten Klosterordnung zu wirken.

P. Benedikt von Münstereifel, nachmals Hausmeister in Laach, früher der Abtei Groß Martin angehörig und um das Jahr 1490 längere Zeit Prior auf Rolondswerth, führte die hochbegabte Schwester Aleidis in die Kenntnis der lateinischen Sprache ein, welche sie in kurzer Zeit sich so vollkommen aneignete, daß sie nicht bloß lateinische Schriftsteller lesen, sondern auch selbst in der Sprache Roms mündlich wie schriftlich mit größter Gewandtheit

und feinem Geschmack sich auszudrücken vermochte. Abgesehen von vielen, in elegantem Latein geschriebenen Briefen an Laacher Mönche, an Erzbischof Hermann von Köln u. a. verfaßte sie, wie Butzbach in dem ihr gewidmeten Artikel seines Schriftstellerlexikons berichtet, auch 7 Homilien über den heiligen Paulus und übertrug im Auftrage des Abtes Adam Mayer die von einem Adeligen in Arnsberg namens Drosat verfaßte Anleitung, die heilige Messe zu hören, ins Lateinische.[1]) Diese Leistungen erwarben ihr hohen Ruf. Selbst der Kardinal Raimund war entzückt über die klassische Latinität des Schreibens, welches sie an ihn gerichtet hatte, schätzte aber Aleidis noch höher, seit er im Jahre 1503 selbst zur Verkündigung des Jubeljahres auf Rolandswerth anwesend, sie persönlich kennen gelernt hatte. Er belobte ihre erbaulichen Schriften, ermunterte sie, auf der betretenen Bahn weiter zu streben und empfahl sich ihrem frommen Gebete. Ihre schriftstellerischen Leistungen verdienen um so mehr Anerkennung, als ihre Zeit nicht allein durch die geistlichen Übungen, sondern auch und besonders durch das von ihr Jahre lang verwaltete Amt als Lehrerin der jungen Mädchen in der Klosterschule in Anspruch genommen wurde, wozu sie freilich wegen ihres Geistes und ihrer feinen Bildung sich vorzüglich eignete.

Die höchste Anerkennung und Bewunderung fand Aleidis im Kreise der humanistisch gebildeten Laacher Mönche. Der gelehrte Prior Butzbach widmete ihr im Jahre 1505 die Schrift „über berühmte und gelehrte Frauen"; P. Benedikt eine Anweisung über den Briefstil und ein Werkchen „über alles Wissenswerte" unter dem Titel Panepistemon. — Aleidis starb im Dezember 1507. Wie Butzbach berichtet, soll ihr auf dem Sterbebette der heilige Paulus erschienen sein, zu welchem sie während ihres Lebens eine besondere Verehrung getragen hatte. —

Die zweite hervorragende Ordensfrau war Gertrudis von Büchel.[2]) Sie war eine ausgezeichnete Kalligraphin und Miniatur-

---

[1]) Hinter dem latinisierten Namen Drossatus dürfte wohl das Wort „Droste" stecken.

[2]) Die Familie scheint längere Zeit in nahen Beziehungen zu dem Kloster gestanden zu haben. Das Nekrologium erwähnt zwei Kanoniker von Bonn: Jakobus und Johannes Büchel zum 1. und 12. Mai, und noch mehrere Personen dieses Namens zum 8. April, 12. und 27. Oktober als Gönner und Wohltäter; außerdem zwei Klosterfrauen aus der Familie zum 9. Mai und 14. Oktober.

Malerin. Die Geschichte lehrt, daß überall, wo die klösterliche Zucht in Aufschwung begriffen war, auch das Schreibwesen besonders gepflegt wurde. Schwester Gertrudis hatte stets Sinn und Talent für Malerei gezeigt; die Oberen gestatteten ihr daher, zu ihrer Ausbildung in dieser Kunst auf ein halbes Jahr sich in das Kloster Engelthal in Bonn zu begeben, von wo sie als vollendete Meisterin zurückkehrte. Sie schrieb nunmehr 6 große pergamentene Chorbücher, nämlich 2 Gradualien und 4 Antiphonarien und schmückte sie mit herrlich gemalten und vergoldeten Initialen. Diese Bücher waren im Anfange des 18. Jahrhunderts noch vorhanden, während andere von Gertruds Hand geschriebene kleinere Bücher in den Kriegsläufen verkommen waren. Auch andere Klöster erfreute sie mit Werken ihrer kunstfertigen Hand. Als einst der Beichtvater von Rolandswerth P. Thomas von Wied zum Besuche seiner Mitbrüder nach Laach kam, brachte er ihnen als Geschenk von Schwester Gertrudis herrlich gemalte, kleine Bilder des heiligsten Herzens Jesu mit, welche sie mit Bewunderung und Freude in Empfang nahmen.[1]) Bald darauf malte sie zu den von den PP. Gerhard von Vreden und Peter von Weiden für Laach geschriebenen Choralbüchern die großen bilderreichen, vergoldeten Initialbuchstaben. Dieselben waren bis ins Kleinste so kunstreich und schön ausgeführt, daß man sie wie ein Wunder anstaunte. Zum Danke dafür sandte der Prior Johannes Butzbach der Künstlerin im Jahre 1505 eine Schrift „Von berühmten Malerinnen" mit einem warm empfundenen Widmungsschreiben, aus welchem vorstehende Mitteilungen entnommen sind. Überall sprach man von Aleidis' Gelehrsamkeit und Gertruds Kunstfertigkeit. Feder und Malerpinsel, wie Butzbach sich ausdrückt, schmückten um diese Zeit die Klosterinsel mit einem reichen Ehrenkranz.

Im Interesse der Kunst war es zu bedauern, daß Gertrudis von Büchel nach dem Tode ihrer Schwester Demodis 1507 zur Äbtissin gewählt wurde. Von ihren neuen Amtspflichten vollständig in Anspruch genommen, mußte sie den Malerpinsel niederlegen

[1]) Thomas protulit quaedam Tuae operae munuscula, corcula scilicet benignissimi salvatoris et redemptoris nostri. Man sieht, die Andacht zu dem göttlichen Herzen Jesu ist nicht erst im 17. Jahrhundert aufgekommen, sondern galt schon im Anfange des 16. als herkömmlich und selbstverständlich.

und der Kunstübung entsagen. Aber auch in ihrem neuen, wichtigen Amte, welches sie 36 Jahre lang führte, bewährte sich die ausgezeichnete Ordensfrau aufs trefflichste. „Lange Jahre," heißt es in der Chronik, „hat sie ihr Amt weise, vorsichtig und mit mütterlicher Liebe bekleidet."[1])

---

[1]) Auf ein reges Interesse für Erdkunde in dem Kloster Rolandswerth deutet eine Tatsache hin, welche Hubert Holthuisen in seinem Katalog der im Anfang des 16. Jahrhunderts in St. Martin Verstorbenen (Kessels, Antiquitates monasterii St. Martini Coloniensis) mitteilt. Er berichtet nämlich, daß zu seiner Zeit auf der Insel Rolandswerth sich eine sogenannte Mappa mundi d. h. eine Karte des Erdkreises von der Hand des Johannes Ruysch befand. Dieser Mann, erst Weltpriester, dann Mönch zu St. Martin, war auf seinen Reisen auch nach Lissabon gekommen, wo er wegen seiner astronomischen Kenntnisse bei dem Könige in Ansehen kam und der portugiesischen Flotte vorgesetzt wurde. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, mit den kurz zuvor von den Portugiesen und Spaniern gemachten Länder-Entdeckungen bekannt zu werden. die er dann in seine Karte einzeichnete. Ruysch kehrte in höherem Alter nach Köln zurück, und starb dort in seinem Kloster 1533.





Dreizehntes Kapitel.

Es war wohl für die Ordensfrauen eine schöne, anregende Zeit unter der kunstsinnigen, feingebildeten und dabei vom echten Ordensgeist beseelten frommen Äbtissin Gertrudis.

Die Schwestern gaben sich eifrig gelehrten Beschäftigungen und der Pflege der Kunst hin, und dabei wurden die geistlichen Übungen mit der größten Treue und Gewissenhaftigkeit gehalten.

Schon im ersten Jahre der Regierung der Gertrudis beehrte Kaiser Maximilian, von Aachen kommend, das Kloster mit seinem Besuche, und gab demselben mit Rücksicht auf die im burgundischen Kriege erlittenen Verwüstungen einen Schutzbrief. (Boppard, 1508 Juli 2.)

Schon manches Jahr hatte Gertrudis mit ihrer Klostergemeinde friedlich und glücklich auf der Insel gelebt; doch auch ihr blieb das Kreuz nicht erspart. Sie erlebte die kirchlichen Wirren unter dem unglückseligen Kurfürsten und Erzbischof von Köln, Graf Herrmann von Wied, der anfangs Gegner der Reformation, später selbst abtrünnig wurde. Das kaiserliche Heer, 40000 Mann stark, (Spanier, Italiener, größtenteils altgediente Landsknechte mit zerrissenen Fahnen), zog gegen den Erzbischof zu Felde, und die Kriegsleute waren wegen ihrer Rohheit und Greuel der Schrecken der ganzen Rheinlande. Die Gegend von Bonn, weit und breit mit Weinstöcken bepflanzt, erlitt unberechenbaren Schaden. Es war zum Weinen, so berichten Augenzeugen, wenn man sah, wie diese wilden Horden mitten in den schönsten Anpflanzungen ihre Lager aufschlugen und ringsum alles jämmerlich verwüsteten. Das Auftreten der kaiserlichen Truppen sollte ohne Zweifel den Erzbischof warnen und dazu bestimmen, von seinem Vorhaben, die kirchlichen Neuerungen in das Stift einzuführen, abzulassen.

Im August 1543 war es, als in einer Nacht das Kriegsvolk mit wildem Lärm und Getöse in das Kloster einbrach, um alles zu rauben und zu zerstören. Todesschrecken bemächtigte sich der Schwestern. Doch die Äbtissin Gertrudis blieb gefaßt; sie konnte und wollte nicht entfliehen. In ihrem unerschütterlichen Gottvertrauen eilte sie zum Chor, warf sich zu Füßen der allerseligsten Jungfrau nieder und beschwor sie um ihren Beistand in der übergroßen Not. Das Gebet der Gottesbraut drang durch die Wolken, — denn siehe — es ist, als ob der Himmel sich öffne und von seiner Lichtfülle auf die Erde sende; — die dunkle Nacht wird zum hellen Tage, und strahlender Glanz umgibt das ganze Kloster. Die wilden Kriegshorden aber erschreckte das ungewöhnliche Licht, und sie entflohen, ohne dem Kloster einen Schaden zuzufügen. Maria hatte das Gebet ihrer Dienerin erhört. Die hocherfreuten Ordensfrauen zeigten sich für diese wunderbare Rettung von Herzen dankbar, sie lobten und priesen Gott und Seine heilige Mutter. Gertrudis ordnete zudem an, daß künftighin die Schwestern an den Tagen vor den Marienfesten fasten, am Mittag blos Gemüse und bei der Kollation am Abend keinen Wein genießen sollten.

Bald nach jener wunderbaren Begebenheit schlug Gertrudis letzte Stunde; sie starb hochbetagt im Oktober 1547 und fand ihre Ruhestätte neben ihrer Schwester Demodis im Chor vor dem Hochaltare der Kirche. Die Grabsteine beider wurden im Schwedenkriege zerstört.

Auf Gertrudis Büchel folgte als Äbtissin Apollonia von der Heiden, von der besonders die mütterliche Sanftmut gerühmt wird, mit der sie die Klosterfrauen 15 Jahre lang in „Frieden und Freuden" leitete. Sie starb am 22. Dezember 1558.

In ihre Zeit fallen keine besonderen Ereignisse; um so schwerere Heimsuchungen trafen das Kloster unter ihrer Nachfolgerin Gertrudis Hilleßem[1]). Sie war eine vorzügliche Ordensfrau, deren Charakter die Chronistin treffend in die wenigen Worte „schlicht und gottesfürchtig" zusammenfaßt.

Es war damals eine schwer bedrängte Zeit; Teuerung, Dürre und Hochwasser suchten das Werth heim. Doch so lange die Ordensfrauen auf der ihnen so liebgewordenen Insel bleiben

[1]) Sie stammte aus Andernach.

konnten, so lange keine feindliche Macht drohte, sie von dieser Stätte zu vertreiben, ertrugen sie die vielfachen Mißgeschicke leichter. Aber es sollte anders kommen. Die Wirren unter dem unglücklichen Kurfürsten und Erzbischof von Köln Gebhard Truchseß begannen. Der Erzbischof trat im 5. Jahre seines Episkopates zur reformierten Kirche über und vermählte sich mit Agnes von Mansfeld, Kanonissin in Gerresheim. Das Domkapitel und der Rat der Stadt Köln hielten treu zusammen; ersteres widersetzte sich standhaft dem Versuch des Abtrünnigen, als Protestant das Kurfürstentum Köln zu behaupten. Der Papst entsetzte Gebhard aller Würden und Ämter, und das Domkapitel wählte an seiner Stelle Herzog Ernst von Bayern, seinen früheren Mitbewerber. Gebhard ließ sich, trotzdem der Kaiser alles aufbot, nicht zum gutwilligen Rücktritt bewegen; er zog es vor, die Waffen entscheiden zu lassen, und so kam es zu einem unheilvollen Kriege, der das Erzstift Köln mit schrecklichen Verheerungen überzog. Die Söldner des Gebhard plünderten unter seinen Augen Kirchen und Klöster, schändeten religiöse Gegenstände und mißhandelten Katholiken. Viele Ordensleute mußten ihre Klöster verlassen, auch die Töchter des hl. Benedikt auf der Insel. Heimat- und obdachlos, wie irrende Schafe zerstreut, flohen sie nach verschiedenen Ortschaften zu Freunden oder Verwandten, litten große Entbehrungen und fristeten kümmerlich ihr Leben. Wie traurig mag es damals in den rheinischen Landen ausgesehen haben, da der abgefallene Erzbischof bis zum Jahre 1588 nicht abließ in seinen Versuchen, das Stift wiederzuerorbern. In der ganzen Diözese wurden öffentliche Gebete und Fasten angeordnet zur Erhaltung des wahren Glaubens.

Gebhard zog sich endlich mit Agnes von Mansfeld nach Straßburg zurück, und drei gleichfalls abgesetzte Kölner Domkapitulare begleiteten ihn. Dort nahm er von der Dechantenstelle Besitz, der einzigen von all seinen Pfründen, die ihm geblieben war; er behielt den Titel eines Kurfürsten bei und entsagte auch seinen Ansprüchen auf diese Würde nicht. 1601 starb er.

Doch kehren wir zu den ausgewiesenen Ordensfrauen zurück. Einige derselben zogen nach Oberwinter, wo sie, soweit die Verhältnisse es eben zuließen, ihr klösterliches Leben weiterführten. Höchst wahrscheinlich fanden sie dort bei dem Pfarrer Werner Schallenberg, der dem Kloster St. Martin angehörte, eine

Zufluchtsstätte. Sie lebten von Almosen und mußten sich durch ihrer Hände Arbeit erhalten; auch suchten Krankheiten sie heim: am 2. Oktober 1583 starb die Äbtissin Gertrudis. Nur mit großer Mühe gelang es, die Leiche heimlich bei Nacht auf die Insel zu bringen, um sie neben den irdischen Resten der anderen Äbtissinen zu bestatten. Doch Gertrudis war nicht die einzige, die in der Verbannung starb; sieben Schwestern sahen die verlassene Heimat nicht mehr wieder. Zwei derselben starben in Oberwinter, zwei in Köln, zwei in Remagen und eine in Koblenz. Die beiden in Remagen gestorbenen Ordensfrauen waren die adelige Maria von Bell vom Schlosse Rolandseck, der Insel gegenüber gelegen, und Margareta Wessels. Von letzterer heißt es:

„Diese Jungfrau ist von vielem Studieren, wozu sie eine große Lust und Liebe gehabt, ganz unverständig geworden. In ihrer letzten Krankheit aber hat sie einen so guten Verstand bekommen, daß sie dem Herrn Pastor von Remagen eine Generalbeicht von ihrer Kindheit an zu Latein getan hat, so daß der Herr Pastor sich nicht genug hat verwundern können . . .“

Durch den Tod der Äbtissin Gertrudis im Oktober 1583 war die zerstreute Ordensgemeinde verwaist worden; doch erst im März des folgenden Jahres konnte man in Köln zur Wahl einer neuen Oberin schreiten. Dort hatte die Klosterfrau Christina v. Widdige mit einigen ihrer Mitschwestern bei ihrem Bruder Kaspar von Widdigshaus ein Unterkommen gefunden; sie wohnten im sogenannten Kupferhof in der Kupfergasse. Hier wurde als neue Äbtissin gewählt am 9. März 1584: Christine de Widdige.

Doch an eine Rückkehr auf die Insel war vorläufig noch nicht zu denken; erst 1586 konnten die Schwestern ihr Kloster wieder beziehen. Aus den verschiedenen Asylen eilten sie nun herbei; doch in welchem Zustand fanden sie das ehemals so wohnliche, schöne Besitztum! Nichts von der alten Herrlichkeit war mehr zu sehen, und man fand, wie berichtet wird, in den geplünderten Räumen nichts als einen Bund alter verrosteter Schlüssel. Gewiß ein trostloser Einzug für die geprüften Ordensfrauen. Und doch ließ die Freude, wieder in ihrem Kloster zu sein, sie neuerdings mutig beginnen. Ach! nur für kurze Zeit! Schenk von Nideggen überfiel am 23. Dezember 1587 die Stadt Bonn, und in der ganzen Umgegend begann neues Rauben und Plündern. Die

Klosterpforten öffneten sich, und aus manch stillem, friedlichem Asyl mußten die Bewohner wieder in die wildbewegte Welt hinaus. Auch die Rolandswerther Schwestern verließen die Insel, und erst nach 9 Monaten, als es dem Erzbischof Ernst gelungen war, die Freibeuter zu vertreiben, konnten die Ordensfrauen ihren nochmaligen Wiedereinzug halten.

Endlich war der Krieg vorbei, der Friede zurückgekehrt; und zum zweiten Male nahmen die vertriebenen Schwestern von der Insel Besitz. Die Äbtissin war eine fromme, aber stets kränkliche Frau; ihre Lungen waren angegriffen. Doch stand sie noch 18 angstvolle, drückende Jahre dem Kloster vor, welches fast alljährlich durch Hochwasser, verderbliche Eisgänge, durch Mißwachs oder Dürre erheblichen Schaden erlitt. Ja, um den Konvent zu erhalten, mußte man Kapitalien aufnehmen und einige Ländereien verkaufen. Der schönste Hof des Klosters mußte in Erbpacht gegeben werden;[1]) ein Kölner Bürger gewann ihn für geringe Pacht, und zwar so, daß das Kloster nicht wieder in Besitz gelangen konnte bis ins neunte Glied. Dieses Verhältnis jedoch führte einen Prozeß herbei, der am Gericht zu Speyer anhängig gemacht wurde. Die Angelegenheit machte den Ordensfrauen große Sorge, und die Äbtissin verordnete tägliche Gebete um einen glücklichen Ausgang des Prozesses. Sie selbst erlebte das Ende desselben nicht mehr; schon 50 Jahre schwebte die Sache, als die Äbtissin Anna Maria Beckerer, die vierte Nachfolgerin der Christine, mit Einwilligung des ganzen Konventes den Hof verkaufte, dafür aber einen anderen erwarb.[2]) Kurze Zeit darauf gewann der Käufer den Prozeß.

Christine de Widdige hatte auch gleich nach Beendigung des Krieges verordnet, daß auf Allerseelen in der St. Nikolauskapelle des Hospitals überm Rhein eine Messe gelesen werden und dort sieben Wachslichter brennen sollten für die Seelen jener sieben Mitschwestern, die während der Kriegswirren in der Verbannung gestorben waren. Auch wurde der Schwestern, die während der Truchseß-Schenk'schen Kriege „oben im fremden Lande und in der

[1]) Es war das große Hofgut in Auenheim, welches im Jahre 1187 die verwitwete Gräfin Uda, geborne von Hackenbroich und ihre drei Söhne dem Gotteshaus zu „Ruleiiswerde" geschenkt hatten.

[2]) Nämlich den Bentger-Hof im Kirchspiel Leimersdorf, angekauft 1652.

St. Nikolauskapelle überm Rhein" bestattet worden, im Kloster selbst in pietätvollster Weise gedacht.

Trotz ihres stets leidenden Zustandes wirkte die Äbtissin tatkräftig; sie konnte zwar nicht zum Chore gehen und Psalmen singen; doch hielt sie darauf, daß alles in der Gemeinde soviel wie möglich pünktlich und treu verrichtet wurde. Sie starb nach 18jähriger Regierung am 12. Februar 1602.

Nur noch eine Äbtissin und zwar die Christine Entzenberg bleibt uns, und wir stehen am Beginne des 30jährigen Krieges, also neuer Unruhen und Wirren. Die 16jährige Regierung genannter ehrwürdiger Frau verlief ohne besondere Kriegsnot; die Ordensfrauen brauchten ihre Insel nicht zu verlassen. Und dennoch fehlte es nicht an Widerwärtigkeiten, welche die „durch Einfachheit und Tugend ausgezeichnete Äbtissin" jedoch im Geiste des Glaubens ertrug. Von ihr heißt es, „daß sie eine sehr friedsame Frau gewesen, die nach vielen Seiten ein gutes Beispiel gab", und das verfehlte selbstredend seinen Einfluß nicht. Sie führte auch die heilige Armut in ihrer ganzen Strenge wieder ein, indem sie kein Sonder-Eigentum erlaubte, ebenso die Betrachtung und Gewissenserforschung sowie verschiedene geistliche Übungen.

Christine ließ auch die in den vorangegangenen Kölner Bistumsfehden mehrfach entweihte Kirche neuerdings einsegnen; der Weihbischof Riphan nahm die feierliche Weise des Klosters und der Kirche, des Hochaltars und der fünf Nebenaltäre, von denen sich einer auf dem Chore befand, am 23. Oktober 1611 vor.[1]) Die Äbtissin starb 1618, und ihr folgte Sibylla Bielefeld, deren bewegte Regierungszeit fast die ganze Dauer des unheilvollen Krieges umfaßt.

---

[1]) Der Weihbischof verordnete, daß der Tag dieser Kirchweihe am Severiustage sollte gehalten werden, was auch bis 1650 geschah.

Unter der Äbtissin Entzenberg starb am 26. Mai 1603 die adelige Jungfrau Katharina Holtorp im Alter von 94 Jahren. Sie war 32 Jahre Priorin gewesen, und wie die Chronik sagt, ein Muster aller Tugenden.



Vierzehntes Kapitel.

Wohl stand zu Anfang des 15. Jahrhunderts, wie wir gesehen, Frömmigkeit, klösterliche Disziplin und wissenschaftliches Streben auf Rolandswerth in höchster Blüte, und waren die frommen Ordensfrauen so durch Gottes Vorsehung zum voraus gegen die Versuchungen des Reformationszeitalters gewaffnet worden, indem sie sich durch den Anschluß an die Bursfelder Kongregation in dem Geiste ihres heiligen Ordensstifters neu befestigt hatten. Allein es kam die schwere, traurige Zeit: zwei Hirten der Kölnischen Kirche fielen ab; die Wirren des Kölnischen und darnach des 30 jährigen Krieges, in denen die ganze mittelalterliche Herrlichkeit unseres Vaterlandes zugrunde gegangen ist, zogen auch störend und verwüstend über die stille Insel dahin. Wir sahen, wie die Schwestern zu wiederholten Malen durch wilde Kriegshorden aus ihren Zellen vertrieben und versprengt, obdachlos umherirrten, um sich, wenn die Feinde abgezogen, wieder in ihrem Kloster zusammenzufinden. Daß unter solchen Umständen, bei so wilden Zeitläufen die Errungenschaften der Bursfelder Reform wieder teilweise verloren gehen und der klösterliche Geist leiden mußten, begreift sich leicht. Aber noch hatte der 30 jährige Krieg nicht ausgetobt, als man schon auf Rolandswerth daran ging, die Schäden zu heilen, und zwar war es hier hauptsächlich die vortreffliche Äbtissin, die unablässig auf klösterliche Zucht hielt und ihren Ordensfrauen mit dem schönsten Beispiele voranging. Sie wirkte mit solchem Erfolge, daß schon bald Rolandswerther Schwestern nach anderen Klöstern verschickt werden konnten, um dort den klösterlichen Geist wieder einzuführen. So kamen auch zwei Benediktinerinnen von der Insel nach Hagenbusch. Leider war es der frommen Oberin Sibylla

4*

Bielefeld nicht vergönnt, an der Stätte, wo sie so viel zu Gottes Ehre gearbeitet, ihr Leben zu beschließen: ihr verdienstvolles Leben fand, wie es so oft geschieht, seinen Abschluß in einem Opfer: sie starb in der Verbannung.

Doch werfen wir einen Blick auf das vielfache Kreuz, welches diese hochherzige Frau auf ihrem Lebenswege fand. Furcht und Bangen bemächtigte sich aller um die Zeit, wo sie ihr Amt antrat; der Komet, den man 1618 am südlichen Himmel über Rheinbreitbach gesehen, hatte die Herzen mit dunklen, bangen Ahnungen erfüllt: und man hatte sich nicht getäuscht. 1620 brachen die Truppen der holländischen Generalstaaten in das Erzstift ein und bauten unterhalb Bonn auf der bei Rheindorf gelegenen Insel Graupenwert eine feste Schanze, der sie wegen ihrer fünfeckigen Form der katholischen Bevölkerung zum Hohn den Namen „Pfaffenmütz" gaben. Die 3000 Mann starke Besatzung trieb allen Mutwillen, sodaß niemand ohne ihre Bewilligung hinauf oder hinab konnte. Rücksichtslos bedrängten sie die Dörfer der Umgegend und drohten auch den Klöstern Rolandswerth und Marienforst mit Überfall. Doch der Kurfürst Ferdinand nahm sich der Ordensfrauen an und schickte ihnen Weisung, die Insel zu verlassen. Am 27. September flüchteten sie zu Schiff nach Bonn, wo sechs kurfürstliche Wagen sie in Empfang nahmen und nach Köln führten. Dort besaßen sie noch kein eigenes Haus; doch fanden sie bei der frommen Familie Albertz „in der Landskronen" auf der Breitestraße ein Unterkommen. Sie richteten sich häuslich ein, und mancher Lichtstrahl der göttlichen Liebe senkte sich hier in ihre Verbannung. Auf Ersuchen der Äbtissin übernahmen die Väter der Gesellschaft Jesu ihre innere Leitung, indem dieselben ihre Beicht hörten, ihnen mehreremale in der Woche Vorträge hielten und sie in der Betrachtung unterwiesen. Die religiösen Übungen wurden genau beobachtet, und so war das Leben der Verbannten ein ganz klösterliches. Die Söhne des heiligen Benedikt, die damals in der Glockengasse, nahe bei ihnen, wohnten, lasen ihnen täglich die heilige Messe und reichten ihnen die heilige Kommunion, so oft sie wollten. — Im Juni 1621 hatte der Kurfürst mit den Generalstaaten ein Abkommen getroffen, daß seine Klöster fortan nicht mehr belästigt werden dürften, und so konnten die Ordensfrauen der Insel mit denen von Marienforst am 8. wieder die Reise in die verlassene Heimat antreten. Groß war

die beiderseitige Freude, als die Schwestern das kurfürstliche Schiff in Köln bestiegen, hell und dankbewegt den Psalm In exitu singend.

Das fromme Leben der Benediktinerinnen hatte in der Familie ihrer Gastgeber seine Wirkung nicht verfehlt: drei Töchter derselben traten in der Folge bei ihnen ein, die elfjährige Elisabeth hatte sich am Tage vor ihrer Abreise ihnen angeschlossen, und trat mit 14 Jahren ihr Noviziat an; mit 16 Jahren legte sie die heiligen Gelübde ab. Mehrere geistliche Herren, darunter der Pater von Marienforst und der Kaplan von Rolandswerth gaben den Schwestern das Geleite und fuhren, als sie in die Nähe der gefürchteten Pfaffenmütz kamen, vor, um freien Durchlaß zu begehren. Derselbe wurde ihnen bewilligt und der Oberst der Festung mit den Vornehmsten seines Stabes begaben sich selbst auf das kurfürstliche Schiff. Sie wünschten, die Schwestern beider Klöster zu sehen, auch einen Lobgesang von ihnen zu hören. Der Pater von Marienforst stimmte das Te Deum an, und frohen, dankbaren Herzens fielen sogleich alle ein. Den Herren gefiel die Einfachheit der Ordensleute, sie benahmen ihnen alle Furcht wegen der Zukunft und versicherten, daß ihnen ihrerseits kein Leid widerfahren solle. Dann kehrten sie auf die Schanze zurück, das Schiff aber bewegte sich weiter, bis es in Plittersdorf die Schwestern von Marienforst absetzte. Nun sahen die Benediktinerinnen auch bald ihre Insel aus den glitzernden Wellen des Rheines hervortauchen! Dankerfüllt betraten sie die verlassenen öden Hallen, nun voll froher Hoffnung auf eine bessere ruhigere Zeit.





Fünfzehntes Kapitel.

Zehn Jahre war es den Schwestern vergönnt, in ihrem Kloster unter ihrer vortrefflichen Oberin zu leben, dann aber kam nach der Schlacht von Breitenfeld 1631 die grausigste Epoche des unseligen Krieges, deren Schrecknisse zu schildern die Feder sich fast sträubt. Das schwedische Kriegsvolk fiel in das kölnische Land ein und verübte Greueltaten, die, wenn man den Chronisten Glauben schenken will, „an bestialischer Rohheit alles überboten.“ Die Betrübnis, der Jammer und das Elend, welches sie verursachten, läßt sich nicht beschreiben. Plötzlich und unversehens tauchten sie, allerorts in großen Horden auf, mordeten und metzelten die armen Menschen nieder, welche glaubten in der Kirche ihres Lebens sicher zu sein; aber nein, das grauenhafteste Morden entweihte die Gotteshäuser, das Blut der Getöteten floß in Strömen über die Schwellen der Kirchtüren herab. Und erinnert es uns nicht an die Schreckensszenen der Zerstörung Jerusalems, wenn wir lesen, daß die Leute des Hungertodes starben, die Verhungernden die Gräber, in die frische Leichen hineingelegt worden, mit der Kraft der Verzweiflung aufwühlten, um sich vor dem sicheren Tode zu retten? Die Chronistin versichert, es sei unbeschreiblich, was alles im kölnischen Lande und höher den Rhein hinauf bis in das Jahr 1633 sich ereignet habe.

Auch von der Insel mußten die Klosterfrauen wieder „in die Welt hinaus“.[1]) Die umsichtige Äbtissin hatte indessen Vorsorge getroffen, und bei Lyskirchen in Köln ein Haus angekauft, welches nun die Schwestern, 26 an der Zahl, bezogen. Ein Jahr, beinahe bis zum 15. Oktober 1632 blieben sie hier; doch kaum hatten sie wieder auf dem Werth Fuß gefaßt, als es abermals hieß: Fliehen! 14 Tage nur hatten sie auf der Insel zugebracht, als die Schweden

[1]) Auf Bitten des Klosters Rulandswerth hatte Kaiser Ferdinand II. am 5. November 1630 in Regensburg demselben einen Schutzbrief ausgestellt. Aber dieses Pergament konnte das Kloster gegen solche Feinde nicht schirmen.

mit großer Heeresmacht wieder heranrückten. Am Vorabende von Allerheiligen zogen die Ordensfrauen betrübt und niedergeschlagen wieder nach Köln. Einige Laienschwestern blieben zurück in der Hoffnung, noch etwas zu retten; denn die Geflüchteten hatten nur das Notdürftigste mitnehmen können. Erstere brachten denn auch einiges auf ein Schiff; doch ach! — als sie am anderen Tage abreisten und dann in Köln ankamen, vernahmen sie zu ihrer Betrübnis, daß das Schiff, welches ihre Güter trug, in der Nähe von Bonn untergegangen sei.

Gut war es, daß die Schwestern die Insel geräumt hatten; schon am Nachmittage des Allerseelentages landeten dort die Schweden. Sie lagerten im Kloster und verwüsteten es gänzlich; nur die Zimmer der Äbtissin blieben verschont, weil dort ihr Oberst seine Wohnung aufschlug. Zunächst nahmen sie den geistlichen Rektor P. Weilt gefangen und gingen mit ihm in so roher Weise um, daß der Konvent ihn einlösen mußte. Sie verwandelten die Kirche in einen Pferdestall, zerschlugen und zerstörten die wertvollen Gemälde, Stiche und andere Zierraten der Kirche; die wüsten Stimmen der Freibeuter erfüllten mit wilden, niedrigen Worten und Flüchen die heiligen Hallen, wo nur Gottes Lob erklingen sollte! Das Kriegsvolk schonte sogar der Toten nicht, sie öffneten die Gräber, zerstreuten die Gebeine; der Grabstein der Äbtissin Demodis von Büchel wurde zerschlagen, der ihrer Schwester Gertrudis verdorben. Man hatte manches, Wein und Früchte versteckt; doch den Plünderern entging nichts, alles wurde hervorgezogen, und die Soldaten ließen sich bei ihren wilden Gelagen wohl sein. (In diesen Wirren war es auch, daß einige wertvolle Bücher der kunstsinnigen Gertrudis von Büchel verkamen.) Man versuchte auch, Feuer zu legen, aber wieder wachte Marias treue Mutterhand über dem Gotteshause: es wollte nicht brennen. Zwei Laienschwestern befanden sich noch beim Überfalle der Schweden auf dem Werth; doch es gelang ihnen in der Nacht, heimlich zu entkommen. -- Die Soldaten hielten die Insel besetzt bis zum 2. Februar 1633 — wieder ein Fest der Gottesmutter; da machte ein Überfall seitens kurfürstlicher Truppen ihrem wüsten Treiben ein Ende. Einige von ihnen wurden getötet, wieder andere mit ihren Weibern in den Rhein gejagt, die meisten jedoch brachte man mit dem gefangenen Anführer nach Bonn. Von den Siegern war keiner verletzt, — keiner hatte eine Wunde und — das Kloster war gerettet!



Sechzehntes Kapitel.

Werfen wir nun einen Blick auf die Ordensfrauen in ihrer Verbannung zu Köln. Diesmal gestaltete sich ihre Lage viel härter als das erstemal; in geistiger und leiblicher Hinsicht gab es gar viele Entbehrungen. Die Armut war so groß, daß sie oft nicht genug trockenes Brot hatten. Dennoch wagten die Schwestern nicht, auf das vom Feind befreite Rolandswerth zurückzukehren; bloß die Laienschwestern bezogen die Insel wieder und blieben dort eine Zeitlang in großer Armut und Gefahr. Immer mußten sie fürchten, daß der Feind sie neuerdings überfalle; denn wo herrschte Sicherheit in diesen Tagen des Elends und Unheils?

In Köln verloren die Schwestern drei der Ihrigen durch den Tod. Am 18. August 1634 verließen sie ihr dortiges Heim und siedelten nach Bonn über, um der Insel näher zu sein und von ihr einige Notdurft beziehen zu können, und erst am 16. Mai 1635 kamen alle wieder ins Kloster. Doch auch hier gabs nur Kreuz und Leid und mancherlei Widerwärtigkeit. Nur der Umsicht und Klugheit der Äbtissin war es zuzuschreiben, daß das verwüstete Anwesen wieder ein besseres Ansehen gewann; sie verstand es auch, verkommene und verkaufte Ländereien, Waldungen und Gärten an das Kloster zu bringen. Doch nicht nur nach außen wirkte sie verbessernd: galt es doch jetzt mehr denn je, auch die inneren Schäden der Gemeinde zu heben. Die geistliche Disziplin wurde aufrecht erhalten und die Klausur, die in den bewegten Kriegszeiten und in Not und Elend naturgemäß gelitten, wieder durch die Visitatoren eingeführt und treulich beobachtet.

Nach 7 Jahren brach ein neues Kriegsungewitter los. Die Hessen drangen in das Erzstift ein. Wiederum für die Schwestern neue Unruhen, neue Sorgen, neue Flucht! Sämtliche Klosterfrauen flüchteten, um den Bedrängern zu entgehen, am 25. Januar 1642

nach Köln, wo sie in dem Hause vor Lyskirchen über ein Jahr verblieben. Und dieses Jahr raubte ihnen außer andern die geliebte, verdienstvolle Vorsteherin Sibylla Bielefeld. Schon lange Jahre hatte sie mit musterhafter Geduld die Schmerzen der Gicht ertragen, stets mit heiterer Miene und ergebungsvollem Gemüte. Nun war ihre Krone bereit: am 20. Februar 1643 rief ihr himmlischer Bräutigam sie zu sich in Sein Reich, im 72. Lebensjahre, im 25. ihrer Regierung. Sie wurde zu St. Martin in dem Muttergottes-Chörchen bestattet. Der Schmerz der Ordensfrauen über den Verlust war groß; dennoch mußten sie sich entschließen, möglichst bald zur Wahl einer neuen Oberin zu schreiten, und sie wählten Gertrud Koten, eine der jüngsten Professen aus ihrem Kreise. Noch einige Zeit mußte man sich in Köln gedulden; erst im Juni 1644 fanden alle sich wieder beisammen auf der Insel. Vor und nach waren sie zu drei und drei dorthin zurückgekehrt. Doch ihr Aufenthalt war von beständiger Furcht und Angst begleitet; waren die Hessen doch noch keineswegs fort aus den kölnischen Landen. Bald tauchten sie hier, bald dort auf, bis im Mai 1648 die Hiobspost kam, daß sie mit ganzer Gewalt heranrückten und es auf das Kloster abgesehen hätten. Erst kurz vorher hatten die Lothringer, welche Oberwinter geplündert und besetzt hatten, die Schwestern geängstigt und das Werth bedroht, und nun wieder dieser alte Feind! In der größten Eile packte man alles zusammen und gelangte in derselben Nacht nach Bonn. Dort fanden die Flüchtlinge in einem Hause bei etlichen geistlichen Jungfrauen Aufnahme. Doch schon nach 14 Tagen durcheilte die frohe Kunde vom Abschlusse des westfälischen Friedens das Land, und die ausgetriebenen Ordensleute konnten in ihre Klöster zurückkehren.

Die Kriegsnot war vorüber, der drückende Gedanke, jeden Tag verjagt zu werden, von den Schwestern gewichen. Die Disziplin lebte wieder auf, die Klausur wurde strenge beobachtet; doch erlaubte der Visitator, der im Juli 1648 das Kloster besuchte, daß die Schwestern zweimal im Jahre hinaus auf das Werth gehen durften. Er erließ auch neue Andachtsvorschriften, z. B. daß morgens vor der Prim täglich die lauretanische Litanei gebetet werden sollte, um die Gnade eines guten Todes zu erlangen. Wie glücklich schätzten sich die Ordensfrauen, daß sie wieder ungehindert

den Pflichten ihres heiligen Standes genügen konnten. Nach langem Entbehren erkannten sie doppelt den Wert des Besitzes.

Und bald schlug dem Kloster an einem sonnigen Frühlingsmorgen, am 12. Mai des folgenden Jahres 1650 eine ersehnte frohe Stunde. Schon am Abende vorher war, während die Schwestern im Chor das Lob Gottes in der Komplet sangen, der Weihbischof von Köln, Georg Paul Stravius, unter dem Geläute aller Glocken angelangt, um die so oft entweihte Kirche aufs neue zu weihen und zu rekonziliieren.

Die Schwestern sangen die Komplet zu Ende, während der Oberhirte von seinem Sekretär und drei Priestern begleitet das Gotteshaus betrat. Die Vorsängerin stimmte sodann das Veni sancte spiritus an, und der ganze Konvent fiel ein. Um 8 Uhr des folgenden Tages begann die Weihe mit großer Feierlichkeit, die das Te Deum unter festlichen Glockenklängen beschloß.

Der Hochaltar wurde zu Ehren der allerseligsten Jungfrau, der heiligen Apostel Petrus und Paulus, Johannes Baptist und Hieronymus geweiht, der Seitenaltar zur Rechten dem heiligen Michael, Klemens, Dionysius, dem heiligen Vater Joseph und der heiligen Anna, jener zur Linken den großen Heiligen aus dem Benediktinerorden: Benediktus, Scholastika, Maurus und Plazidus.[1])

Die Feier war keine eigentliche Kirchweihe, sondern nur ein Akt der Erneuerung und Rekonziliierung; deshalb sollte auch die

[1]) Auf dem Chor der Schwestern befand sich noch ein Altar, der zu Ehren des heiligen Michael und der heiligen Gertrudis geweiht war. — Das Fest des Hauptpatrons, des heiligen Klemens feierte man als festum I. classis; die Feste des heiligen Dionysius und Nikolaus als festum II classis. Wie aus einer Einlage in den noch auf der Insel erhaltenen Benediktiner-Brevieren ersichtlich ist, wurden bei den Suffragien des Offiziums die Patronen folgendermaßen commemoriert: nach der Vesper: Ant. Sapientiam sanctorum narrent populi et laudem eorum pronuntiet omnis ecclesia. Nach den Laudes: Ant. Reddidit Deus mercedem laborum sanctorum suorum et deduxit eos in via mirabili.

℟. Exsultent justi in conspectu Dei

℣. Et delectentur in laetitia.

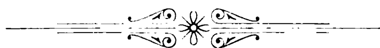
Oremus: Propitiare quaesumus Domine nobis famulis tuis per sanctorum tuorum Clementis, Dionysii, Nicolai, Hieronymi, Scholasticae, Gertrudis et Annae aliorumque patronorum nostrorum merita gloriosa, ut eorum pia intercessione ab omnibus protegamur adversis.

Kirchweihe alljährlich wie bisher und schon seit 200 Jahren am ersten Sonntag nach der Gottestracht gehalten werden.[1])

Die entheiligte Insel war nun wieder geweiht und die Ordensfrauen sprachen gewiß am Abende dieses Tages, an dem ihnen noch ein Ablaßprivileg verliehen worden, ein inniges Dankgebet.

---

[1]) Gemeint ist die kölnische „Gottestracht", d. h. die große, sakramentalische Prozession, welche in Köln am zweiten Freitag nach Ostern gehalten wurde. Vgl. S. 39.





Siebzehntes Kapitel.

Ohne Kreuz und Widerwärtigkeiten sollten die Ordensfrauen nun einmal nicht sein: die ersten Jahre nach dem Kriege brachten wieder Mißwachs und furchtbares Hochwasser. Im Januar 1651 war der Rhein so angeschwollen, daß das Wasser die Räume des Erdgeschosses in Manneshöhe durchflutete; die Schwestern konnten sich nur in dem Oberstockwerke aufhalten. Das Allerheiligste wurde aus dem Tabernakel auf den Chor gebracht, wo auch die heilige Messe gelesen wurde. Um dorthin zu gelangen, mußte der Kaplan des Klosters P. Krutzrath „auf der Scheiben" durch ein Loch kriechen. Das Wasser zum Kochen schöpfte man auf den Treppen des Krankenhauses, des sogenannten Siechhauses, in welchem jetzt die Küche eingerichtet war. Die Schwestern lebten in beständiger Sorge; wie oft wohl mögen sie angesichts der nahen Todesgefahr Leben und Seele ihrem Gott und der allerseligsten Jungfrau empfohlen haben! Ein Knecht des Hauses ertrank am 18. Januar im Kelterhause. Wie leicht war es möglich, daß die Hochflut noch höher stieg und alle in derselben ihren Untergang fänden! Die traurigen Verhältnisse beschleunigten das Ende der schon seit lange kränkelnden Äbtissin Gertrud Koten: im Alter von 44 Jahren gab sie am 3. April 1651 ihrem „Schöpfer und Bräutigam, den sie herzlich geliebt hatte", ihre Seele zurück. Die Ordensfrauen verloren in ihr eine wahre Mutter, von der es heißt, daß sie in ihrem Kreise ausnehmend geliebt worden und den Ihrigen löblich vorgestanden habe. Nur 8 Jahre hatte sie regiert und wurde im Chore zur rechten Seite bestattet.

Glücklicherweise trat an ihre Stelle eine nicht minder fromme und seeleneifrige Oberin, die bisherige Kellermeisterin Anna Maria Beckerer, eine Tochter des Oberbürgermeisters Gottfried Beckerer

und seiner tugendhaften Gemahlin Maria Gambroch aus Bonn.[1]) Die neue Äbtissin wirkte in jenen schweren, traurigen Zeiten in dem nämlichen Geiste fort, in 42jähriger segensreicher Tätigkeit: von ihren 78 Lebensjahren hat sie 60 im klösterlichen Dienste Gottes zugebracht.

Unter ihr wuchs der Ruf des Klosters und die Zahl der Schwestern sehr, und manche Verordnungen in den Klosterregeln, namentlich über das Chorgebet, die Mahlzeiten, über das Leben in den Zellen rc. sprechen dafür, daß sie der Herstellung einer streng geregelten Lebensweise ihre ganze Aufmerksamkeit zuwandte. Doch alle diese Verfügungen und Bestimmungen mitzuteilen, würde zu weit führen. Zudem wird uns auch die Geschichte des Klosters im 18. Jahrhundert, der wir mehrere besondere Abschnitte zu widmen gedenken, einen genügenden Einblick in das innere und äußere Leben auf der Insel gewähren, welches sich in seinen Hauptzügen zu allen Zeiten wohl wesentlich gleich geblieben ist.

Unter der Äbtissin Anna Maria Beckerer nahm 1654 nach einer Visitation seitens der Äbte von Werden und St. Pantaleon der Konvent das Römische Brevier an. Nur vier hochbetagte Klosterfrauen behielten das alte Brevier, da ihre Augen schwach waren und sie zudem nicht mehr zum Chore gehen konnten. Dem Chorgebete wurde stets große Aufmerksamkeit gewidmet, bei Tage und in nächtlicher Stunde stiegen die Klänge der herrlichen Psalmen des Königlichen Sängers aus den andächtigen Herzen zu Gott empor.

Auch in anderen Klöstern wurde zu jener Zeit diese Neuerung hinsichtlich des Offiziums eingeführt, denn wir finden 1657 zwei Rolandswerther Schwestern aus der Familie Albertz, jener wohltätigen Familie in Köln, welche 1620—1621 die ausgewiesenen Ordensfrauen so gastlich aufnahm, im Kloster Hagenbusch, um dort das Römische Brevier zu lehren.

Der Winter 1658 war ungewöhnlich hart und lang; allerwärts fußhoher Schnee und die Insel von Eis umstarrt. Ganz plötzlich trat Tauwetter ein und rasch ging das Eis ab; es gab dabei ein so furchtbares Hochwasser, daß die Bewohner des Klosters sich wieder wie vor 7 Jahren in die oberen Räume des Hauses

[1]) Bei der Profession ihrer Tochter hatten die wohlhabenden Eltern als Mitgift dem Kloster 4000 Reichsthaler überwiesen.

flüchten mußten. Die Insel bot ein schauerlich schönes Bild: die mächtige Flut riß die Bäume am Strande mit sich fort, riesige Schollen überdeckten die Inselfläche, so daß fast nichts mehr vom Grund und Boden sichtbar war. Die Mauer des Baumgartens brach an einigen Stellen zusammen, und das Eis drang geradezu auf das Kloster; immer höher stieg die Flut, immer heftiger wurde die Stauung, das Zischen der tobenden Wellen.

Die Schwestern empfingen alle die heilige Kommunion und empfahlen ihre Seele Gott. Wohin nur sollte die Äbtissin sie bringen? Ringsum nur Wasser und Eis. Aber es mußte Rat geschafft werden; denn die Nahrungsmittel im Kloster gingen zu Ende. Gesunde und Kranke stiegen also durch ein Fenster mittels einer Leiter hinab in ein Schiff, doch die Äbtissin mit 3—4 Schwestern blieb zurück. Die andern gelangten glücklich nach Mehlem, wo sie alle zusammen auf einem Zimmer im Hause des Klosterschreibers Konrad Geller wohnten. Nach einigen Tagen sank das Wasser und die Äbtissin holte die Schwestern zurück; alle stiegen wieder durch dasselbe Fenster ein, durch welches sie herabgeklettert waren. Immerhin dauerte es noch etwas, bis das Wasser sich ganz verlor und sie die oberen Räume verlassen konnten. Und in welch erbärmlichen Zustand hatte die Hochflut, der fürchterliche Eisgang das Kloster und das ganze Werth versetzt!

Sechs Jahre später, 1664 um die Adventzeit, erblickte man wieder über dem Wäldchen hinter dem Kloster am Himmel einen langgeschweiften Kometen. Im Glauben des Volkes war der Komet ein Vorbote nahenden Unheils. Wirklich folgten Pest und Krieg.

Erstere trat in erschreckender Weise zuerst in Holland in Amsterdam auf und verbreitete sich von dort mit rasender Schnelligkeit über das ganze Rheinland. In Köln war die Sterblichkeit so groß, daß man, wenn einer gestorben war, die Leiche vor die Türe setzte, bis die Lungenbrüder sie abholten, so zahlreich waren die Begräbnisse.

Im Kloster Rolandswerth raffte die Seuche im Jahre 1669 in wenigen Tagen 5 Chor-, 3 Laienschwestern und 2 Konversinen hinweg. Auch der geistliche Rektor P. Adam Kruzrath sowie sein Pfleger fielen im Jahre 1670 der gräßlichen Krankheit zum Opfer.

Die Angst unter den Klosterfrauen läßt sich nicht beschreiben; jede glaubte, sie sei die erste, die der unerbittliche Tod fordere.

Dazu herrschte eine grimmige Kälte. Die Äbtissin verordnete Gebete, um Abwendung des Unheiles zu erflehen.

Kaum war diese fürchterliche Plage vorüber, als 1670 der Kölnische Bürgerkrieg gegen den Kurfürsten Maximilian Heinrich ausbrach, in dem der Kurfürst von den Franzosen, die Stadt von den Holländern unterstützt wurde. Schon 1671 waren die Franzosen in das Erzstift gekommen und 1672 erfolgte die Kriegserklärung an Holland. Ludwig XIV. selbst erschien mit 200,000 Mann. Der König mit seinen mächtigsten Stützen, dem Kurfürsten selbst und dem Bischof von Münster hofften nicht ohne Grund ganz Holland zu erobern; in schnellem Siegeslauf nahm die Armee in Holland einige fünfzig Städte. Doch Gott hatte es anders beschlossen. — Die mit den Holländern verbündeten Brandenburger näherten sich dem Rheine und verhehlten keineswegs ihre Absicht, in das Erzstift einzubrechen und im kölnischen Land keinen Stein auf dem anderen zu lassen, weil man die Franzosen eingelassen habe. Dazu vereinigte sich noch ein kaiserliches Heer mit ihnen und versuchte bei Weißenthurm über den Rhein zu gehen. Doch die Franzosen waren schnell zur Hand, — ehe es zur Schlacht kam, mußten die Gegner weichen. Das Auf- und Abziehen der Truppen verheerte jedoch das Stift in der traurigsten Weise. Die Höfe des Klosters verdarben beinahe gänzlich. Die armen Ordensfrauen kamen gar nicht aus der Angst und Sorge heraus, und nachdem sie am 8. Dezember alle das Brot der Engel empfangen, verließen sie „mit großem Herzeleid“ die Insel und siedelten in ihr Haus nach Köln über. Die Äbtissin mit etwa 10 Schwestern, einem P. Placidus Engelhardt und dem Pfarrer von Mehlem, Reiner Wollersheim blieben jedoch zurück. Sie verlebten nun wahre Schreckenstage auf der Insel; denn die Franzosen zogen auf und ab zu Wasser und zu Land. In der heiligen Nacht holten sie den Pfarrer von Mehlem, damit er ihnen im Hause auf der Brücke die heilige Messe lese.

Trotz alledem ging diese angstvolle Zeit ohne schlimmere Folgen vorüber; Maria, die Inselkönigin, beschützte das Kloster, und die Schwestern hätten wohl nicht zu fliehen brauchen. Die Äbtissin holte sie denn auch am St. Benediktustage, den 21. März 1679, wieder zurück, und zur Vesper des Festes Mariä Verkündigung konnten alle im Chorgebete ihrer himmlischen Mutter für die glückliche Wiedervereinigung danken.



Achtzehntes Kapitel.

Kaum waren die Schwestern wieder auf der Insel vereint, und schon hielt der Himmel neue Schicksalsschläge bereit. In der Fastenzeit 1673 war ein schreckliches Erdbeben. Viele Schornsteine, auch eine Mauer stürzten ein; der Dachstuhl krachte entsetzlich, als ob man mit Karren und Wagen darüber fahre, und was und wer nur stand, wurde zu Boden geworfen. Den größten Schrecken verursachte es, daß das Bild des Erlösers vom Altare im Chor herabfiel. Am 23. Oktober wurde ein zweites Erdbeben verspürt, doch nicht so stark, wie das vorige. — Dazu gab es wieder neue Kriegsunruhen.

Die Kaiserlichen zogen von oben, die Spanier und Holländer von unten heran, um die Franzosen, mit denen Kurköln seine Truppen vereinigt hatte, zu vertreiben. Die Niederländer gingen an vielen Orten in grausamer Weise vor, plünderten Kirchen und Klöster und schreckten vor den furchtbarsten Entweihungen des allerheiligsten Sakramentes nicht zurück. Die heiligen Hostien wurden auf dem Boden umher geworfen, ja mit Füßen getreten.

Am 28. Oktober mußte der Kurfürst mit seinem Hofe von Bonn nach Köln fliehen, und schon am folgenden Tage verließen auch die Ordensfrauen „nicht ohne großes Herzeleid" heißt es in der Chronik, ihre Insel. Sie nahmen alles mit, was sich eben auf einem großen Schiffe und einem sogenannten Trauppert mitnehmen ließ. In der Nacht war gepackt worden, und in der Morgenfrühe bei rauhem, windigen Wetter wurde die Fahrt angetreten. Nur einige Laienschwestern blieben zurück. Aber diese sagten nachher, daß sie den Schrecken, den sie in den Tagen ausgestanden, nicht noch einmal überleben würden.

Am 4. November wurde Bonn von den Verbündeten — die Kaiserlichen hatten sich inzwischen mit den Spaniern, den Holländern und Lothringern vereinigt — belagert; nach 8 Tagen ergab sich die Stadt; das ganze Kölnische und Jülicher Land mit allen Städten und Dörfern wurde erobert. Der Rhein von Unkel bis Mehlem war schwarz von Soldaten; es war entsetzlich für die Schwestern, das lärmende Kriegsvolk beständig auf- und abziehen zu sehen, keinen Augenblick sicher zu sein. Dazu das fürchterliche Schießen, das Donnern und Tosen und Krachen der Kanonen gegen die Stadt Bonn bei Tag und bei Nacht; — wahrlich ihre Angst war nicht unbegründet! — Aber die frommen Schwestern, die in Köln weilten, beteten mit besonderer Inbrunst für die zurückgebliebenen Mitschwestern auf dem Werth. Die Äbtissin hatte sogar vom Abt Johannes Schorn die Erlaubnis erwirkt, daß wöchentlich zwei aus ihnen nach Maria Ablaß gingen und dort kommunizierten, damit die Mutter Gottes ihr Kloster und seine Insassen beschirmen wolle. Und wie schon so oft, erwies Maria sich auch dieses Mal als Mutter: sie hielt das Kriegsvolk dem Kloster ferne. Die Schwestern waren dort längst nicht mehr allein, viele Landleute hatten sich zu ihnen geflüchtet; sie hatten eine Sauvegarde genommen, um dort in Sicherheit zu sein; das Kloster gab den Schutzsoldaten Speise und Trank, die Landleute Geld.

Im 18. Januar 1674 fuhr die Äbtissin mit einigen Schwestern nach dem Werth zurück, doch erst am 12. Juli waren alle Mitglieder des Konvents dort wieder vereint. Eine der Ordensfrauen war im Asyl gestorben und wurde in St. Martin begraben. Im Kloster wollte dennoch keine rechte Ruhe aufkommen; die Soldaten räumten immer noch nicht das Land und verursachten den Schwestern unaufhörliche Angst und Sorge. Dazu entlud sich am 1. August ein so erschreckliches Gewitter mit Hagelschlag, wie man lange keines erlebt hatte. Die schon im Kriege sehr geschädigten Besitzungen, Höfe, Felder und Weinberge wurden noch mehr verheert; der Schaden ließ sich gar nicht berechnen. Überhaupt war der Wohlstand des Klosters unter diesen beständigen Drangsalen sehr gesunken, und doch, wie wenig hätte dies das Glück der Schwestern beeinträchtigt, wenn sie sich nur des Friedens, der Sicherheit hätten erfreuen können. Die Äbtissin jedoch sollte mehr wie eine ihrer Vorgängerinnen Anteil am Kreuze haben. 1675 am 23. Mai kamen

die Lothringer über die Honnefer Seite herab, und gegen 5 Uhr erschienen ihrer neun, unter ihnen ein Baron von Mersche im Kloster. Sein ganzes Auftreten verriet den Mann von Welt und Bildung; er zeigte sich sehr freundlich und versprach den Schwestern Beistand und Hilfe. Die Äbtissin lud ihn darauf mit 10 Begleitern zu Gast. Die Herren erschienen und brachten Trompeter mit, die das Magnifikat in der Vesper mit ihren Instrumenten begleiteten. Trotzdem statteten am 28. fünfzehn Lothringer der Insel einen unerwünschten Besuch ab, und bedrohten die Mühle des Klosters.[1]) Der Müller schlug sich tapfer mit ihnen herum und erwehrte sich ihrer durch Steinwürfe. Am 31. zogen die Lothringer über die Brücke in Bonn in das kölnische Land, und wandten sich Trier zu, um die Franzosen von dort zu vertreiben. Wo sie nahten, wich man ihnen aus; die Bewohner von Mehlem, Bachem und den umherliegenden Ortschaften flüchteten auf das Werth zum Kloster. Dank der Gastfreundschaft, welche die Äbtissin den Offizieren gewährt hatte, fügte man diesem nämlich kein Leid zu. Der Oberst ließ zwei Trompeter dem Werth gegenüber blasen, bis sein Kriegsvolk vorübergezogen war. Es war ein seltsames, rührendes Schauspiel, die unglücklichen Landleute zu sehen, die mit ihren geringen Habseligkeiten dem Kloster zuströmten, und auf der Insel ihre Zelte aufschlugen. Das ganze Terrain war mit solchen Nothütten bedeckt. Die Ordensfrauen nahmen die geänstigten Leute gerne auf, obschon es nicht ohne Gefahr für sie selbst war; denn die herumliegenden Kaiserlichen fanden nichts in den verlassenen Häusern der Ausreißer und drohten deshalb dem Kloster ihren Besuch an. Doch lange blieb das Werth ganz frei, bis kurz vor dem Ende des Krieges, wo das Kloster von den Kaiserlichen, die sich auf die bergische Seite zurückziehen mußten, wiederum hart bedrängt wurde. Ja, man stand neuerdings auf dem Punkte, die Insel zu verlassen, denn die Soldaten wollten die Schwestern nicht mehr im Kloster dulden. Auf Befehl des Generalobersten hatte man bereits angefangen, die Bäume an der Seite nach Honnef

---

[1]) Es war dieses jedenfalls eine Schiffmühle, wie solche früher vielfach auf dem Rheine in Betrieb waren, deren Mahlwerk durch die Wellen des Stromes bewegt wurde. Dieselbe war in der Nähe der Insel verankert.

abzuhauen: man wollte die Insel zu einem Bollwerke gegen die Franzosen machen, welche die linke Rheinseite besetzt hatten.

Im Hause des Dr. Beckerer in Bonn war schon Wohnung für die Schwestern bestellt; doch es war eine Unmöglichkeit, des starken Eisganges halber, von der Insel fortzukommen. Die mächtigen Schollen gestatteten keine Durchfuhr. So mußte man denn bleiben, den Quälereien des Kriegsvolkes beständig ausgesetzt. Was die geplagten Ordensfrauen ausgestanden, wissen nur sie und Gott allein.

Zu all ihrem Leid sandte der Himmel ihnen jedoch auch manchen Trost. Der Kurfürst bewies ihnen stets seine Treue, und von Herzen ergebene Freunde, vor allem der schon genannte Dr. Beckerer[1]) standen ihnen ratend und tröstend zur Seite. Dr. Beckerer war auf das Werth gekommen, um sich hier in stiller Einsamkeit einige Zeit aufzuhalten; es war den Schwestern nicht anders, als habe ihn Gott ihnen zugesandt. Er starb bald darauf am 28. März 1679. Im Nekrologium wird dieser edle Freund als besonderer Wohltäter angeführt und ihm ein dankbares Andenken bewahrt.

Im Februar lief die Nachricht ein, daß in Nymwegen am 5. d. M. der Friede zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. geschlossen worden sei und bald der allgemeine Friede der ganzen Christenheit folgen werde. Wie innig dankten die Ordensfrauen Gott! Konnte man doch nun wieder frei aufatmen.

Voller Dankbarkeit widmeten sich nun die Ordensfrauen ihren stillen heiligen Pflichten, und einige Monate gingen ohne weiteres Mißgeschick über die Insel dahin. Am Weihnachtsfeste aber zeigte sich wieder von 5 bis 8 Uhr abends ein erschrecklicher Komet; man gewahrte vorerst nur den Schweif, der die Gestalt einer Rute hatte und vom Hiligsberg — in der Richtung von Remagen — bis auf das Werth reichte. Einige Tage später, im Januar, sah er schrecklich aus, ein feuriger Glutstrom, und nun zeigte sich auch der Stern. Über ganz Europa, selbst bis nach Konstantinopel war die unheimliche Erscheinung sichtbar, die allmählich kleiner wurde, und gegen den 25. Januar verschwand.

[1]) Hofrat Beckerer war vermutlich ein Bruder der Oberin, beide Kinder des früheren Oberbürgermeisters Beckerer von Bonn.

Den Schwestern hatte der Stern nicht geringen Schrecken verursacht; niemand bezweifelte, daß wieder neues Unglück bevorstehe. Die Äbtissin sann darauf, den Zorn Gottes, der sich in der Himmelserscheinung kundgemacht, zu besänftigen, und wodurch könnte dieses besser geschehen, als durch die Kraft sühnenden Gebetes? Man setzte an sieben aufeinanderfolgenden Donnerstagen das hochwürdigste Gut aus und sang die heilige Messe vor demselben. Auch verrichteten die Schwestern außergewöhnliche Gebete. Im ganzen Erzstift wurden übrigens Gebete und Fasten abgehalten, um die Hilfe des Himmels zu erflehen. Die folgenden Jahre waren reich an Mißgeschick; 1681 standen die unteren Räume wieder ganz unter Wasser, doch wich es plötzlich in einer Nacht, weil es in Holland und Brabant durchbrach, wobei 6000 Menschen ertranken. 1682 trat eine verderbliche Viehseuche auf und 1683 neue Kriegsgefahr!! es erschienen die Türken vor Wien. — In all diesen Ereignissen sieht die Klosterfrau — die Chronistin Hülß eine Wirkung des Kometen von 1680—81.





Neunzehntes Kapitel.

Das Jahr 1683 brachte eine solche furchtbare Kälte, wie man sie seit Menschengedenken nicht mehr erlebt hatte. Der Schnee bedeckte weit und breit in gewaltigen Massen das Land; der Rhein war zugefroren, so daß man ohne Gefahr von Honnef bis auf das Werth über das Eis schreiten konnte. Am Kopf der Insel hatte sich ein Eisberg aufgetürmt, der an Höhe nicht hinter der Burg Rolandseck zurückblieb. Alle fürchteten für das Kloster und das Werth. Doch die Vorsehung Gottes hatte dieses Eisbollwerk zum Wohl und Frommen der Seinen aufgerichtet. Als endlich — die Kälte dauerte von Advent bis zur Fastenzeit — das Wetter milder wurde, bewährte der Eisberg seine Kraft, indem er alle Gewalt des Eises auf die Honnefer Seite drängte. An der linken Seite setzte sich eine ungeheure Scholle fest, die den ganzen Raum von der Anfahrt bis zur Straße in Rolandseck ausfüllte; die Schwestern sahen von oben herab zu, wie der Rektor und der Knecht darüber auf die kölnische Seite schritten. Die drohende Gefahr, die der Eisgang hätte mit sich bringen können, ging vorüber; das Wasser staute sich wohl einige Male, doch drang es nicht einmal in den Keller des Klosters. Die Ordensfrauen wußten Gott nicht genug Dank zu sagen.

Der ungewöhnlichen Kälte folgte 1684 eine gleich ungewöhnliche Dürre; alles vertrocknete. Nirgendwo in der gesegneten Rheingegend wogende Felder, körnerschwere Ähren! Die Früchte verdarben, Wiesen und Gärten gewährten den trostlosen Anblick von Stoppelfeldern. Auch dieses Ereignis brachte man mit dem Unglückssterne in Verbindung.

Mit dem Jahre 1683 beginnt wieder eine kriegerische Epoche. Die Türken beunruhigten das östliche Reich, sie fielen mit 150—200 000 Mann und zahlreichem Geschütz in Ungarn ein, wo sie ihrer Willkür und Grausamkeit die Zügel schießen ließen. Die

Leute wurden gefangen genommen, viele getötet, alles verheert und niedergebrannt. Sie belagerten seit Juli Wien; Kaiser Leopold mußte mit seinem Hofstaat nach Linz flüchten. Die ganze Christenheit nahm innigen Anteil an diesem Kampfe, verschiedene Kurfürsten sowie der Polenkönig und andere Fürsten eilten mit einem Heere von etwa 80 000 Mann zu Hilfe. Doch was war das gegen die Riesenarmee der Türken? — Allerwärts wurden Fasten, Gebete und Prozessionen vorgeschrieben; der Kurfürst von Köln verordnete ein dreitägiges Fasten nebst sakramentaler Prozession. Besonders waren es die Klöster, diese Stätten des Gebetes, denen es in dieser bedrängten Zeit oblag, durch ihre Opfer und Bitten den Himmel um Abwendung der Gefahr anzuflehen.

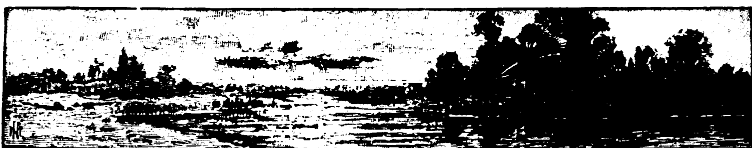
Auf der Insel hielt man vor ausgesetztem hochwürdigem Gute ein zehnstündiges Gebet, statt der Prozession wurden nach der heiligen Messe die sieben Bußpsalmen gebetet und die Litanei gesungen. Am letzten Tage des August begann der blutige Kampf vor Wien. Wie man in der Postzeitung las und der Bruder der Schwester Scholastika von Quentel aus Wien schrieb, stritten die Christen mit größter Tapferkeit, und wer hätte es geglaubt? von den 160 000 türkischen Soldaten wurden in einer Stunde so viele niedergemacht, daß kaum noch 100 übrig blieben. Die Christen hatten einen fast wunderbaren Sieg errungen!

Im nächsten Jahre 1684 lieferten sie den Türken in Ungarn wiederum eine Schlacht, diesmal waren der Herzog von Lothringen und der Bayernfürst die Sieger. Sie eroberten nach vielen blutigen Stürmen die Hauptstadt Ofen, die als Schlüssel zu Konstantinopel, ja selbst zu Jerusalem galt. Die mächtigste Waffe der christlichen Kämpfer war ihr Vertrauen auf Gott. Aber in welcher Weise unterstützten sie auch dieses hehre Gottvertrauen! Am Hofe zu Wien fasteten Kaiser und Kaiserin den ganzen Tag vor Maria Himmelfahrt bei Wasser und Brot. Dem Beispiele des Landesherrn folgten die Untertanen, und so tat das ganze Reich dem Himmel gleichsam Gewalt an.

Nach errungenem Siege tönten durch die christlichen Gaue Lob- und Dankeslieder, auf der Insel sang man, wie es der Erzbischof für die ganze Diözese angeordnet hatte, an einem Sonntag die heilige Messe von der heiligen Dreifaltigkeit mit feierlichem Te Deum und dreimaligem Defensor.

Zum endgültigen Frieden zwischen den Türken und Christen kam es indessen erst nach dem berühmten Siege, den der junge Prinz Eugen bei Zenta an der Theiß errang. Die Türken waren wohl an 40 000 Mann stärker als die Christen, sie klagten nach dem Siege, daß sie bei 50 000 Mann verloren. Viele von ihnen wurden in die Gefangenschaft geführt, wo sie erzählten, daß sie in der Nacht vor der Schlacht 24 weißgekleidete Männer mit goldenen Reichsfähnlein gesehen; sie schwebten über den Zelten des Großherrn und des Großvesirs, erhoben sich dann in die Luft bis zu dem Lager der Christen und verschwanden in den Wolken. Die Türken erschracken, die Erscheinung war ihnen ein entsetzliches Zeichen, und gerne wären sie zurückgewichen, aber es ging nicht mehr. — Die Christen hatten nur 500 Tote, doch viele Verwundete; das reiche Zelt des Sultans, welches man auf 400 000 Gulden schätzte, alle anderen Zelte, das ganze Lager, viele tausend Ochsen, viele beladene Kamele, viele tausend Wagen mit 4 Pferden oder Büffeln bespannt und mit Vorräten beladen, fielen in ihre Hände. „Die furchtbare Niederlage hatte die Türken demütig gemacht“ sagt die Chronistin; zunächst folgte Waffenstillstand, und am 26. Januar 1699 schloß der Sultan mit Kaiser Leopold einen 25 jährigen Frieden.





Zwanzigstes Kapitel.

Wir müssen bis zum Jahre 1686 zurückgreifen, denn während in dieser Zeit die Türken den Osten beunruhigten, hatten im Erzstift Köln neue Wirren begonnen, veranlaßt durch die Kurfürstenwahl. Bei dieser Wahl erhielt Wilhelm Egon von Fürstenberg, der gegen den Willen des Papstes sowie des Kaisers Leopold 1688 durch französischen Einfluß zum Koadjutor des kränkelnden Kurfürsten Max Heinrich gewählt worden war, die meisten Stimmen; die gut kaiserlich gesinnten Domherrn wählten einen bayerischen Prinzen.

Ludwig XIV. ließ nun sofort ein großes Heer in die Pfalz, das kölnische und bergische Land einrücken, Bonn wurde besetzt und viele Städte, Schlösser, besonders Andernach, Ahrweiler, Sinzig, Brühl und Lechenich niedergebrannt.

Für die Schwestern auf der Insel begann wieder eine Periode des Schreckens und der Aufregungen. Die ganze Umgegend war von den Franzosen besetzt; die geängstigten Landleute strömten von allen Seiten herbei, um auf dem Werth ihre Habe in Sicherheit zu bringen.

Während der heiligen Messe auf Mariä Verkündigung erhob sich plötzlich in der Kirche ein Hin- und Herlaufen, man zeigte dem Pater am Altare an, daß etwa 300 Franzosen auf das Werth wollten und Einlaß in Scheune und Kelterhaus begehrten. Selbstredend mußte man ihnen Zutritt lassen; am anderen Tage begannen sie damit, die Bäume am Kopfe der Insel, die eine Zierde derselben waren, umzuhauen; sie transportierten dieselben mit dem Heu, Stroh und Holz des Klosters nach Bonn. 150, später 60—70 Mann blieben auf der Insel. Einige Tage nachher erschienen viele französische Herren und begehrten im Namen des Gouverneurs die Vorratskammern einzusehen, und alle in Sicherheit gebrachten Früchte einzuholen. Die Ordensfrau Hülß, deren Aufzeichnungen

wir diese Einzelheiten entlehnen, kniete selber auf der Scheiben — so nannte man das Sprechzimmer des Klosters — mit vor ihnen; sie versprachen, nichts zu nehmen, was dem Kloster gehöre. Die Frucht und den Wein, den kurz vorher ein Obrist geholt hatte, bezahlten sie. Alsbald gingen sie hinauf und sackten 160 Malter Früchte ein. Dann schritten sie auf den Dormiter, hoben Vorhänge auf, sahen in die Zellen, gingen alsbald in den Umgang. Sie ließen die meisten Kisten öffnen, nahmen aber nur das Leinen, Tuch und Hemden für ihre Verwundeten und Kranken. In der Küche holten sie Fleisch, aus dem Keller Wein und fuhren damit weg. Sie bezahlten zwar, doch, schreibt die Chronistin: „die Sachen waren halb bezahlt."

Nach zwei Tagen, am 27. April, wiederum Besuch eines Obersten mit vielen Soldaten — und vollständige Plünderung! Alles Leinenzeug, Betten, Fleisch, Frucht und Wein wurde weggenommen, wobei man freilich Bezahlung versprach. Einer unter den Soldaten, der „Italiener" genannt, zeigte sich den Schwestern sehr freundlich gesinnt, er begehrte den Obersten allein zu sprechen, der darauf gravitätisch auf dem Dormiter auf- und abschritt. Die Ordensfrauen, wie furchtsame Kinder um ihn herum und hinter ihm drein, gleichsam als wollten sie in seinen Mienen lesen, was er zu tun beabsichtige. Er sieht nicht in eine einzige Zelle. Dann geht der Italiener mit ihm nach Bonn und bringt den Klosterfrauen ein Schreiben, worin der Kommandant dem Obristen, der am anderen Tage kommt, befiehlt, nichts mehr mitzunehmen, als den Rest der dahin geflüchteten Früchte. Dieser hatte an sonstigen Orten alles geplündert und auf seinen zwei großen Schiffen hinweggeführt. Das Kloster mußte ihn sowohl wie all seine Soldaten bewirten und beschenken.

Am 2. Mai wurden die auf dem Werth liegenden französischen Obristen und Soldaten nach Bonn gerufen und gingen mit „Hühnern und Schinken wohl beschenkt" hinweg. Unterdessen schossen die Brandenburgischen von der Honnefer Seite den ganzen Tag hindurch auf den Berg und das Werth immerzu, sie schonten aber die Klosterfrauen soviel sie konnten, auch als 50 Mann am Abend dort für einige Tage Quartier nahmen. Wie viel mögen die Schwestern in diesen Tagen ausgestanden haben! Nachdem am 21. Mai die Lüneburger von der Schanze an der

Wolkenburg und von der anderen Seite nach Mainz abgezogen waren, kamen am 23. Mai die Franzosen an der Honnefer Seite herauf, plünderten eine Stunde lang und steckten sodann alles in Brand: Honnef, Königswinter, Mehlem, Ober- und Niederdollendorf loderten in hellen Flammen. Die Wäsche, die bei dem Kloster auf der Bleiche lag, war ganz voll Flugasche. Ein erschreckendes, wildes Schauspiel! Am 25. Juli begann man Bonn zu beschießen, daß alle Häuser, Kirchen und Klöster niedersanken und verbrannten. Im churfürstlichen Schlosse wütete der Brand so, daß 10000 Mark an Zinn, Gold und Silber einschmolzen und viele Kunstwerke, deren etliche anzufertigen einige 1000 Reichstaler gekostet hatten, durch das Feuer zugrunde gingen.

Am 13. August wurde die Stadt rundum eingeschlossen. Das Kloster erhielt durch einen guten Freund am Hofe einen Schutzbrief, und diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß dieses Mal das Werth der Verheerung entging.

Die unaufhörlichen Aufregungen und Schrecknisse wirkten jedoch unheilvoll auf die Bewohnerinnen des Klosters; die Ruhr brach unter ihnen aus, binnen wenigen Tagen raffte sie acht Chorschwestern und vier Laienschwestern hinweg (1685).

Es schien fast, als sollte das Kreuz keinen Augenblick mehr von der Insel weichen, die Kriegsunruhen, die Belästigungen und Quälereien seitens der Franzosen nahmen gar kein Ende.

1690 brannten die Franzosen auf der Grafschaft 15 Dörfer nieder; auch den Bentger-Hof bei Leimersdorf, der dem Kloster gehörte, hatten sie sich zur Beute ausersehen; doch als sie ihn anzünden wollten, wurden sie von dem Obristen durch Pfeifen zurückgerufen. Auch 1691 den 7. Juli brannten sie bis an den Hof nochmals 27 Dörfer nieder, die Besitzung selbst jedoch verschonten sie. Am 3. September schon gab es wieder neue Schrecknisse. Eine Kompagnie Franzosen schritt das Werth entlang auf und ab, als ein Schiff anfuhr mit 14 Personen, die jedoch beim Anblick der Franzosen nicht anlegen wollten. Da schossen jene auf die Leute, verwundeten eine Frau tötlich, andere leichter. Sie behandelten die Leute grausam, banden die Männer an einander und plünderten das Schiff. Sodann zwangen sie den Wirt Heidrich, sie überzufahren oder den Pater herüberzuholen, da sie schriftlichen Befehl hätten, das Kloster zu plündern und anzuzünden.

Die Schwestern hatten eben ihre Gewissenserforschung beendigt und befanden sich auf dem Dormiter, als plötzlich gerufen wurde, man solle sich auf dem Chore versammeln und den Rosenkranz beten.

Der Rektor, P. Franziskus, fuhr inzwischen zu den Franzosen, um ihr Begehr zu erfahren; er versuchte mit ihnen zu akkordieren. Sie antworten darauf, dann müsse er mit ihnen nach Mont Royal, eine 1686 errichtete Festung der Franzosen an der Mosel, die bald nachher wieder zerstört wurde.

Vom Kloster schickte man Speisen und Bier hinüber; P. Franziskus mußte sich bei finsterer Nacht den Soldaten und Gefangenen anschließen, wurde aber am anderen Tage von einem Knecht wieder auf das Werth geholt. Die Äbtissin mußte den Franzosen eine große Geldsumme zahlen, so groß, daß sie nicht sagen wollte, wie viel es gewesen; die Bücher würden es ausweisen.

Die Berichterstatterin scheint tadelnd andeuten zu wollen, daß es vorschnell gewesen sei, die Rotte mit einer so bedeutenden Summe abzufinden. „Tue alles“ schreibt sie „mit gesundem Rat, so wird es dich nachher nicht reuen“. Besser wäre es, meint sie, wenn man getan hätte, wie die Heisterbacher Herren und das Kloster zu Marienforst; sie geht aber nicht weiter auf deren Verfahren ein, „es sei indes wohl gemeint gewesen“.

All diese Heimsuchungen und Prüfungen fallen in die Regierungszeit der Äbtissin Anna Maria Beckerer, die nun, von Alter und Krankheit erschöpft, ihrer Auflösung entgegenging. Ihr Leben war in der Tat ein Kreuzweg gewesen. In geistlichen wie in zeitlichen Dingen hatte sie dem Kloster 42 Jahre lang vorgestanden und konnte nun, die mit dem Öle der Liebe gefüllte Lampe in der Hand, dem Bräutigam entgegengehen.

Sie starb im 78. Lebensjahre, im 60. ihrer Profession am 10. März 1692 und am 17. wählten die Ordensfrauen mit Stimmenmehrheit die Schwester Franziska Falk zur Äbtissin. Sie stammte wahrscheinlich aus der angesehenen Kölner Familie, welcher auch der Abt Adrian von Groß St. Martin (1726—1741) angehörte.



Einundzwanzigstes Kapitel.

Die neue Frau Meisterin Franziska Falk zählte bei ihrer Wahl 44 Jahre. Während der ersten Zeit ihrer Regierung dauerten die Kriegsunruhen fort, bis endlich, wie wir bereits hörten, im Jahre 1697 durch den Frieden zu Ryßwick, welcher freilich das Elsaß an Frankreich brachte, Ruhe und gesicherte Zustände eintraten. Doch nicht allein Krieg kennzeichnen jene ersten Jahre; schon gleich im September nach der im März erfolgten Wahl fand mehreremal ein heftiges Erdbeben statt und erfüllte die Welt mit Angst und Schrecken. Die Erschütterungen waren so gewaltig, daß riesige Steinmassen sich von den Felsen ablösten, Häuser zusammenstürzten; viele, ja wie die Chronik sagt, entsetzlich viele Menschen wurden durch die herabfallenden Steine verwundet und getötet.

Als am Feste des heiligen Johannes des Täufers die Ordensfrauen die Komplet sangen, wurde es plötzlich ganz finster. Um 6 Uhr brach ein furchtbares Gewitter los. Die Blitze durchzuckten wie feurige Schlangen die Luft; die heftigsten Donnerschläge folgten sich unaufhörlich und der Regen strömte, als habe der Himmel alle Schleusen geöffnet. Gleichzeitig verspürte man ein Erdbeben, und die Schwestern dachten nicht anders, als sie würden mit Insel und Kloster von den tosenden Fluten des Rheines verschlungen. Bis nach Mitternacht dauerte das furchtbare Unwetter, welches man sich am folgenden Tage erst recht erklären konnte: es war ein Wolkenbruch gewesen. Das angerichtete Elend war unbeschreiblich; Mehlem gänzlich verwüstet. Den dem Kloster zugehörigen Auenhof bei Mehlem hatte die schlammige Wassermasse vollständig unterwühlt und unter Wasser gesetzt. Das Kloster hatte große Verluste an Bäumen, Gärten und weggeschwemmten Ländereien; doch weit mehr war der Verlust der Menschenleben zu beklagen, die in den

Wellen ein jämmerliches Ende fanden; allein in dem erwähnten Hofe ertranken sechs Menschen, darunter die Pächterin und etliche Kinder.

Dem Kloster Marienforst bei Godesberg erging es nicht viel besser: von 15 Morgen Landes wurden 6 Morgen mit Grund und Boden weggespült. Das Wasser des Baches und Weihers riß 150 Fuß Mauer hinweg und doch, das war ein Glück, denn auf diese Weise bekam es Luft; anderenfalls wäre von dem Kloster und den Insassen keine Spur geblieben.

Die ganze Gegend um das Werth bot in ihrer Verwüstung ein trauriges Bild. Die Wege waren derart verdorben und eingesunken, daß weder Schiffe noch Wagen fahren konnten und das Reisen wurde wegen der Lehmerde fast zur Unmöglichkeit.

Von der Insel selbst waren auch bei den furchtbaren Wettern ganze Flächen weggeschwemmt worden. Und im Innern des Hauses hielt die Furcht und Angst fast beständig an. Dennoch führten die Ordensfrauen unter ihrer Äbtissin ein glückliches Leben; sie standen ja in Gottes Hand, und dieser Gedanke erhob sie über die ihnen stets drohende Gefahr. Von der Äbtissin selbst heißt es, „daß sie für die Klosterzucht gewissenhaft geeifert und dem Kloster sowohl in geistlichen wie in zeitlichen Dingen sehr gut und weise vorgestanden habe.“ Nur wenige Worte sind es, in welche die Chronistin Hülß das Lob ihrer Oberin zusammenfaßt, und doch enthalten sie alles.

Im Nekrologium werden zwei Verwandte der Äbtissin angeführt, eine Maria und eine Scholastika Falk, welch letztere sich iu der Chronik durch ihr Vermächtnis eine gewisse Berühmtheit erworben hat. Scholastika vermachte den Klosterfrauen 2000 Reichstaler, wofür wöchentlich eine Segensmesse für ihre Seelenheil gehalten werden mußte. Außerdem sollte jede Schwester jährlich 2 Pfund Zucker, 1 Pfund vom besten Kuchen und Muskatblüte erhalten. Diese Spenden wurden von den jährlichen Erträgnissen des obigen Legates beschafft. Außerdem erhielt das Kloster jährlich 30 Reichstaler von denselben.

Die Äbtissin Franziska starb am 22. September 1704, und einige Monate später schloß auch die Klosterfrau Gertrud Hülß, der wir die wertvollen Nachrichten über das Kloster verdanken, die Augen (22. Januar 1705). Ihre Chronik wurde nach ihrem

Tode noch durch einige Aufzeichnungen von einer „im Schreiben wenig erfahrenen Hand" vervollständigt, und ruht mit einer anderen Handschrift heute in der Bibliotehk des Klosters Nonnenwerth, welches sie aus dem Nachlaß eines Herrn Dr. Hundeshagen in Bonn erwarb.

Jene eben erwähnten Aufzeichnungen melden noch den Besuch des Fürsten von Sachsen-Zeitz[1]) (1707) auf der Insel. Als er das Werth betrat, läutete man mit allen Glocken; er besuchte zunächst die Kirche und unterhielt sich sodann im Sprechhaus lange mit der Äbtissin und ihren Ältesten über geistliche Sachen. Erst um 9 Uhr kehrte er wieder auf seine Yacht zurück.

Ferner wird noch eine Visitation seitens des Abtes von Deutz am 26. November 1714 gemeldet, die schon am 19. November stattfinden sollte, jedoch wegen der bevorstehenden Feste Mariä Opferung und Klemens auf Antrag der Schwestern vertagt wurde. Die beiden Herren, der Abt Michael Ruthger und der Präsident kamen während der Vesper zeitig an und wurden von der Äbtissin und einer der ältesten Schwestern empfangen. Am folgenden Morgen wurde mit der kleinen Glocke zweimal geläutet, und die Ordensfrauen begaben sich ins Kapitelhaus, wo auch alsbald die Herren erschienen. Der Präsident hielt eine kleine Ermahnung und las später selbst die heilige Geistmesse, die alle hörten. Gesungen wurde nicht dabei. Später begab man sich auf die Scheiben (das Sprechzimmer), wo die Schwestern, von der jüngsten angefangen, alle einzeln zur Audienz bei den Herren vorgelassen wurden. Nachdem letztere alle angehört hatten, versammelte man sich wieder im Kapitelhaus; der Präsident hielt aufs neue eine kleine Anrede und Ermahnung und gab, nachdem man das Confiteor gebetet hatie, den Segen, worauf alle, auch die Äbtissin, stille abzogen. Die beiden Herren begaben sich auch noch auf zwei Zellen, um zu sehen, ob sich dort nichts Überflüssiges befände, und wie man die heilige Armut beobachte. Sie selbst lehnten die angebotenen Geschenke ab; doch eine Kanne Fliederwasser, welche die Äbtissin ihnen präsentierte, nahmen sie dankend an.

[1]) Christian August, Sohn des Herzogs Moriz von Sachsen-Zeitz und Dorothea Maria geborne Herzogin zu Sachsen-Weimar, Enkel des Kurfürsten Johann Georg I. zu Sachsen, kehrte im Jahre 1695 zur katholischen Kirche zurück und war seit 1706 Kardinal-Bischof zu Gran.

Diese Mitteilungen schließen die Chronik der Ordensfrau Hülß, und wir stehen nun im Beginne des 18. Jahrhunderts, einer Epoche, über die uns ein Haushaltungsbuch nähere Nachrichten gibt und die wir deshalb in einem besonderen Abschnitt: „das Kloster Rolandswerth im 18. Jahrhundert" behandeln wollen. — Voraus schicken wir ein aus Düsseldorfer Archivalien geschöpftes Verzeichnis der Güter, welche das Kloster außerhalb der Insel besaß.





Das Kloster Rolandswerth im 18. Jahrhundert.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Güter des Klosters. Wie man sich leicht denken kann, haben in dem Besitzstande des Klosters im Laufe der Jahrhunderte mehrfache Änderungen stattgefunden. Wir geben den Güterbestand nachstehend, wie derselbe im 18. Jahrhundert bis zur Aufhebung des Klosters gemäß den Urkunden und Grundbüchern desselben vorhanden war.

In Oberwinter, im Mittelalter auch Lützelwinter genannt, besaß das Kloster ein Gut, 1714 für 1000 Reichstaler erworben; außerdem den „Klauser Hof“, 1723 gekauft für 1100 Reichstaler und 4 Malter Roggen; ferner im Banne von Oberwinter 5 Morgen Busch. — Seit 1732 ein kleines Gut in Birgel. — Schließlich hatten in der Oberwinterer Gemarkung 29 Weinberge ein Drittel der Trauben zu entrichten.

Am Werth d. h. in Rolandseck und bei dem Dorfe Rolandswerth: Weinberge 1½ Morgen, ferner in der Hoffstatt 3 Morgen, am Spital 2 Morgen 2½ Viertel, unter dem Hospitalsberge 5 Morgen 4 Viertel. — 1 Morgen Bungert „im Honsfeld“ 12 Morgen Busch. — Dazu von verschiedenen Besitzern Wein-, Korn-, Öl- oder Pfennigzins.

In Mehlem der Auenhof; ferner das freiadelige Gut „zur Nesselburg“ im Amte Mehlem, welches Johann Gerhard Freiherr zu Randerath zu Bech dem Kloster 1683 für 1650 Reichstaler verkauft hat. Es hatte 60 Morgen Land.

In Lanesdorf ein Morgen Wingert und Land.

Die ansehnlichsten Landgüter besaß das Kloster in dem Burggrafenamte Drachenfels, welches landeinwärts von Mehlem gelegen und von der Burg Drachenfels überschaut, noch heute das „Drachenfelser Ländchen“ heißt.

In Niederbachem 17 Morgen Busch und etliche Wiesen.

Das Hofgut in Liessem, 125 Morgen Ackerland, über 5 Morgen Wiesen und 15 Morgen Busch umfassend. Den Grundstock des Gutes, eine Hufe d. i. etwa 60 Morgen, hatten schon bei Stiftung des Klosters Vogel und dessen Ehefrau Cuniza geschenkt.[1])

Der Hof zu Gimmersdorf,[2]) freiadeliges Gut, 1645 von Wilhelm von Metternich zu Schweppenburg für 2550 Reichstaler gekauft, befaßte 28 Morgen Land, 2 Morgen Wiesen und 7 Parzellen Busch.

Der Hof zu Pissenheim, freiadeliges Gut, 1639 von Johann Ludwig von Blankard[3]), Herrn zu Landershofen und dessen Gemahlin Maria Alberta geborene von Burtscheid, wohnhaft in Ahrweiler, für 5600 Reichstaler gekauft.

Das Gut hatte 99 Morgen Ackerland, 4 Morgen Wiesen und bei 8 Morgen Busch. Dazu das Hofgericht, dem eine Anzahl kleinerer Güter lehenspflichtig waren und die „Kürmoede" schuldeten.[4])

Der Hof zu Kürighofen,[5]) den bereits Erzbischof Friedrich I.

---

[1]) Vgl. S. 22. Im Jahre 1739 verpachtete das Kloster den Hof zu Liessem für jährlich 34 Malter Roggen, 14 Malter Hafer, 2 Malter Weizen und 2 Malter Erbsen.

[2]) Das Weistum dieses freiadeligen Allodialgutes, d. h. die Lehensverfassung mit den Bestimmungen über das Hofgericht, die Dingtage und die Verpflichtungen der Lehensträger befindet sich in Düsseldorf.

[3]) Eine von diesem Edelsitze stammende Tochter Regina Blankard befand sich im Jahre 1479 im Kloster Rolandswerth und wurde später Äbtissin dortselbst.

[4]) Das Weistum in Düsseldorf. Zu dem Hofe in Pissenheim gehörten 5 Lehengüter. Wenn der Inhaber eines solchen Gutes starb und dem Sohne das Lehen übertragen werden sollte, so mußte dieser zur Anerkennung des Obereigentums des Lehensherrn eine Abgabe entrichten, gewöhnlich das „Besthaupt", d. i. das beste Stück Vieh. Man nannte dieses die „Kürmoede".

[5]) Das Weistum in Düsseldorf. Die neun zugehörigen Lehens- oder Stabelgüter waren in Berkum, Züllighofen, Gimmersdorf und Pissenheim gelegen. Der Peppenhof in Berkum hatte nach Ableben des Lehensmannes an den Lehensherrn, d. i. das Kloster Rolandswerth als „Kürmoede" zu entrichten „das beste Pferd oder Quick, das Berg und Tal gewinnt"; das „Myß- oder Lotzen-Lehen" zu Kürighofen, desgleichen das „Oeps- und Repgens-Lehen", ebenso das „Scheffen- oder Münchs-Lehen" und das „Bitzen-Lehen" hatten in diesem Falle einen silbernen Pflug im Werte von 10 Mark alter Währung zu liefern; letztere hatten außerdem jährlich bei dem Hofgeding 2 Kapaunen, 2 (beziehungsweise 1) Hühner und $3^1/_2$ (beziehungsweise 1) Rader-Schilling zu zinsen.

bei Stiftung des Klosters geschenkt hatte, umfaßte 117 Morgen Land, 5 Morgen Wiesen und 52 Morgen Busch. Die Schwestern hatten daselbst eine Kapelle erbaut, welche der heiligen Scholastika geweiht war. Es gehörten zu dem „Hofgedinge“ neun kleinere sogenannte „Stabelgüter“, welche dem Hofherrn lehenspflichtig waren und die „Kürmoede“ zu entrichten hatten.

Weiter besaß das Kloster in Vilip $10^1/_2$ Morgen Land.

Im Kirchspiel Leimersdorf, in der früheren Grafschaft Neuenahr der Bentger-Hof, welchen das Kloster 1652 von Kaspar von Burscheid zu Ober-Büllesheim, Herrn zu Burgbrohl, Weinsberg und Mercheim, Erbsassen zu Nordenbeck und Erbvogt zu Hönningen für die Summe von 7500 Reichstalern gekauft hat. Es war ebenfalls ein freiadeliger Hof. Größe und sonstige Rechte konnten wir nicht feststellen.[1])

In Bodendorf, am Ausgange des Ahrtales in der Reichsherrschaft Landskron, Haus und Hof mit $7^1/_4$ Morgen Weinberg, 20 Morgen Land, 10 Morgen Wiesen, 5 Morgen Busch, welches im Jahre 1722 die Äbtissin Scholastika von Quentel von ihren Verwandten (wahrscheinlich ihrer Mutter) Maria Margaretha von Quentel, verwitweten von Meinerzhagen, Freifrau von Heimerzheim für 6000 Reichstaler gekauft hat.

In Oberbreisig, ein Gut von etwas über 10 Morgen, von den Erben Meurer, 1743 für 1301 Reichstaler gekauft.

Größere Besitzungen im Breisiger Bann und im Tale Rheineck gelegen, im Jahre 1750 für 7569 Reichstaler von Frau C. M. Bachofen von Echt, geborene von Weber, gekauft.

Auf der rechten Rheinseite in Leubsdorf seit 1763 Ländereien 14 Morgen; seit 1765 auch 5 Pinten Land und 2 Hecken in Dattenberg.

In Kasbach ein Weingut von 3 Morgen, welches um den halben Ertrag gebaut wurde. Außerdem in Honnef $2^1/_2$ Morgen meist Weinberg.

Es kamen dazu Grundpächte, welche das Kloster von den in den Jülich'schen Ämtern Niedeggen und Gladbach, namentlich

[1]) Den Bentger-Hof hat die Äbtissin A. M. Beckerer erworben anstatt des großen Gutes in Auenheim, welches ihre Vorgängerin Christine de Widdige in Erbpacht gegeben hatte und das endlich nach vielen Prozessen von dem Kloster verkauft wurde.

bei den Dörfern Ketz, Luxheim, Gladbach, Soller, Jakobswülles-heim und Fettweiß zu ziehen hatte.

Die Beaufsichtigung und Bewirtschaftung eines so ausgedehnten Grundbesitzes verursachte naturgemäß viele Arbeit. Die „Frau Meisterin" war wie die Schwestern schon durch die Klausur gehindert, überall zum Rechten zu sehen. Es befanden sich daher, wie bereits gelegentlich bemerkt wurde, stets zwei Ordensgeistliche, zuerst aus Siegburg, dann aus Groß-St. Martin, zuletzt aus München-Gladbach, auf der Insel, von denen der eine Prior und Beichtvater war, der andere Kaplan genannt wurde, und denen neben ihrem geistlichen Dienste auch oblag, den Schwestern bei der Verwaltung der Güter und bei Besorgung auswärtiger Angelegenheiten zur Seite zu stehen.





Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Das Haushaltungsbuch erwähnt im Jahre 1716 Justina Prang als Äbtissin. Diese wird nach dem Tode der Äbtissin Falk 1704 die Leitung des Klosters übernommen haben. Von Bedeutung für uns ist die damalige Priorin Schick, weil auf ihre Veranlassung jenes am Ende des vorletzten Kapitels erwähnte Haushaltungsbuch:

Handtbuch des Gotteshauses Beatae Virginis Mariae Sancti Clementis Auf Rolands Werth von Allerhand Ausgab: Anfangen am 24. Septembris 1704,

angelegt wurde, welches durch einen glücklichen Zufall erhalten worden ist. Das Buch umfaßt die Jahre 1704—1775; doch wird es nicht stets mit derselben Sorgfalt durchgeführt; von 1717—1730 findet sich eine Lücke, für die auf ein sogenanntes Blaubuch hingewiesen wird, welches jedoch nicht mehr vorhanden ist.

Wenn auch nun die Ausbeute, die aus dem vorliegenden Wirschaftsbuche genommen werden kann, für die eigentliche Geschichte des Klosters eine geringe ist, so läßt sich doch aus den darin niedergelegten Notizen ein ziemlich genaues Bild des Kloster-Haushaltes gewinnen. Und das nicht allein: auf indirektem Wege gewährt es uns auch einen gewissen Einblick in die inneren Zustände des Hauses im 18. Jahrhundert. Wir wollen einiges daraus hervorheben, und zwar vor allem, was zweifelsohne das größte Interesse erweckt: über die Bewohner von Rolandswerth.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wir hörten es schon, das Kloster Rolandswerth hatte sich 1466 der Bursfelder Kongregation angeschlossen, einer Union, welche ihren geschäftsleitenden Mittelpunkt in dem Kloster St. Pantaleon

in Köln hatte. Die zu dieser Union vereinigten Klöster standen miteinander im Verkehr und unterhielten eine lebendige Gebetsgemeinschaft, namentlich zum Besten ihrer Abgestorbenen. Vorkommende Sterbefälle wurden nach St. Pantaleon gemeldet und von dort aus durch Totenzettel der ganzen Union mitgeteilt; in allen Häusern wurden dann für die hingeschiedenen Mitglieder heilige Messen gelesen und Gebete verrichtet.

Wie es seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gewesen, so blieb auch während der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts: der Abt von Groß St. Martin zu Köln Kommissar des Klosters; er wird angeführt als „unser Prälat“. Im Jahre 1754 aber wurde infolge großer Mißhelligkeiten das Kommissariat über Rolandswerth durch die erzbischöfliche Behörde auf die Abtei München-Gladbach übertragen. Der Kommissar sandte auch dem Kloster Rolandswerth die Hausgeistlichen, deren immer gleichzeitig zwei dort wirkten, wie in dem vorigen Kapitel bemerkt wurde. Bis zum Jahre 1730 treten uns manche unter diesen geistlichen Herren entgegen, derer das Nekrologium dankbar gedenkt, und deren Verdienste die Ordensfrauen durch Grabsteine ehrten. Besonders werden uns die Beichtväter P. Maternus, sein Nachfolger P. Franziskus und P. Beda genannt. Neben diesen Männern wirkte als Kaplan schon seit Anfang des Jahrhunderts P. Ämilianus Hittorf, dessen Name in den Jahren 1704—1717 unzählige Male erwähnt wird. Wie sein Kollege für die geistlichen Angelegenheiten des Klosters zu sorgen hatte, so nahm sich P. Ämilianus mit besonderm Eifer der Temporalia an. Wo es galt, die Interessen des Klosters wahrzunehmen, war er bei der Hand. Unzählige Reisen hat er zu diesem Zwecke unternommen, bald nach Honnef, bald nach Linz, Sinzig oder Koblenz, am öftesten nach Köln, wo er sich namentlich dem Geschäft unterzog, die Schlachtochsen für das Kloster einzukaufen. Für Reisediäten nach Köln bekam er immer 2 Gulden und 4—6 Albus. 1707 kaufte das Kloster ihm „einen neuen Stecken“ für 3 Gulden 8 Albus. Einmal traf ihn bei einer Intervention in Sachen des Klosters arges Mißgeschick. Die Dienstleute waren ausgeschickt worden, mit dem Klosternachen Kies zu holen, wahrscheinlich für die Gartenwege. Zweimal füllten sie den Nachen an dem Honnefer Ufer und kamen glücklich herüber. Das dritte Mal, aber heißt es: „sind sie mit dem Nachen arretieret

worden und ist es den Honnefer zu ewigem Schimpf, wie sie mit unserm H. Sacellanus P. Ämilian Hittorff verfahren sind: Er ist mit höchster Leib und Lebensgefahr in schrecklichem Wind und Schnee dorthin gefahren, man hat ihn vom Morgen bis zum finstern Abend von einem zum andern umher gewiesen wie einen Narren: ohne Essen und Trinken, pfuy es ist eine Schand zu melden wie sie mit ihm verfahren. Summa, den Nachen zu lösen, hat er geben müssen an baarem Geld 7 Gulden 12 Albus." —

Wo nach längerer Unterbrechung in den dreißiger Jahren unsere Nachrichten wieder reichlicher fließen, sind die erwähnten Patres sämtlich von der Bildfläche verschwunden. Im Jahre 1736 wird als Kaplan noch P. Heyger erwähnt. Im Jahre 1741, nachdem der bisherige Beichtvater auf Rolandswerth P. Franz Spix zum Abt von Groß Martin erwählt worden war, wurde der gelehrte Oliver Legipontius, Verfasser der Annalen der Abtei St. Martin und des Bullariums der Bursfelder Kongregation, der um 1731 Professor der Theologie in Mainz gewesen war, Konfessarius und Prior zu Rolandswerth, aber nur kurze Zeit.[1]) 1754 finden wir P. Bertram als Hausgeistlichen, 1744 einen P. Keller als Beichtvater.

Wir kommen nun zu dem Konvent, den Mitgliedern der aus Äbtissin und den Schwestern bestehenden Klostergemeinde. Die Äbtissin nahm die oberste Stellung ein. Bis zu dem letzten Viertel des 18. Jahrhunderts standen folgende Äbtissinnen dem Kloster vor: Franziska Falk 1692 bis zu ihrem Tode am 22. September 1704, ferner Justina Prang, die 1716 genannt wird; sodann Scholastica von Quentel, urkundlich 1722 erwähnt; 1730 folgte ihr als Äbtissin Benedicta Conrads († 7. Juni 1775); neben ihr als Priorin Klementine Gasten.

Unter der Äbtissin stand die Priorin, der im allgemeinen die Leitung im Innern des Klosters, namentlich auch die Aufsicht über die gottesdienstlichen Handlungen oblag. Eine Subpriorin wurde nicht für alle Klöster als notwendig erachtet, auch auf Rolandswerth ist von keiner die Rede. Die Kellermeisterin hatte die Vermögensverwaltung zu führen, Ein- und Ausgaben des Klosters zu

---

[1]) Oliver Legipontius war geboren zu Soyron bei Verviers 1698, trat 1718 als Mönch in Groß Martin ein und starb nach einem vielbewegten Leben am 16. Januar 1758 als Gast zu St. Maximin bei Trier.

ordnen, auch die Arbeiten zur Bestellung des Klostergartens und der Ländereien zu leiten.

Der Pflichtenkreis der andern Schwestern ist durch ihre Amtsbezeichnung wie: Pförtnerin, Sangmeisterin, Sakristanin usw. hinreichend gekennzeichnet. Die Kranken, in deren Dienste eine besondere Pflegerin, die Infirmaria, stand, genossen die weitgehendsten Dispensen von allen Verpflichtungen der Ordensregel.

Die Schwestern zerfielen in Chorschwestern, welche allein den Konvent bildeten, und Laienschwestern. Die gewöhnliche Benennung für die Chorschwester war soror. Die Zahl der Schwestern war in den verschiedenen Zeiten verschieden. Gemäß einer in Düsseldorf befindlichen Urkunde vom Jahre 1479 zählte damals der Konvent bloß 10 Schwestern, sei es, weil man vorläufig nicht mehr aufnehmen wollte, um erst die wenigen in die erst kürzlich eingeführte neue Klosterordnung tüchtig einzugewöhnen; sei es auch, daß nach Zerstörung des Klosters im Burgundischen Kriege die Substistenzmittel für eine größere Zahl nicht vorhanden waren. — Im Jahre 1754 werden einschließlich der Äbtissin 20 Chor- und 7 Laienschwestern, im Jahre 1793 27 Schwestern angegeben; es ist möglich, daß in letzterer Zahl auch dienende Schwestern einbegriffen sind. Die nächste Aufgabe der Sorores war die Abhaltnng des Chorgebetes.

Ganz beiläufig kommt in einem Visitationsprotokoll vom Jahre 1754 (Original in Düsseldorf) die Rede auf die „ins Kloster aufgenommenen Kinder“; und ein anderer Bericht aus demselben Jahre erwähnt „die Schule, welche in dem alten Bau nahe bei dem Kapitelhause gelegen war“. Es wird davon geredet nicht als von einer neuen Einrichtung, sondern als von etwas Herkömmlichem. Wirklich ist uns schon am Ende des 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts die gelehrte Schwester Aleidis Raiskop als Leiterin der Klosterschule begegnet.[1]) Außerdem erwähnt das Nekrologium im Februar eine Schwester Gertrud Hucking aus Köln, im Mai Magdalena Fischer, welche beide gleichzeitig das Amt als Novizenmeisterin und als Lehrerin bekleidet hatten.[2]) Es ergibt sich daraus, daß die Chorschwestern sich auch mit Unterricht und Jugenderziehung befaßten. Nicht also erst seit dem

[1]) Vgl. Seite 42.

[2]) Officium magistrae novitiarum ac scholarium.

19. Jahrhundert, sondern schon viel früher, mindestens schon seit vierhundert Jahren pflegten manche Eltern ihren Töchtern bei den Ordensfrauen auf der schönen Rheininsel die für ihren Stand erforderliche Bildung und Erziehung erteilen zu lassen. Allerdings werden die Zöglinge des alten Klosters nicht so zahlreich gewesen sein, als gegenwärtig. Um die Arbeit des Haushaltes werden die Chorschwestern sich, abgesehen von der Buchführung, der Aufsicht über Keller, Speicher u. dgl., im übrigen nicht bekümmert haben. Ausnahmsweise treffen wir einige Male die Sorores Agnes und Dorothea mit zwei Laienschwestern bei der Anfertigung von Unschlittkerzen, auch eine Soror Maria im Käshaus, weil der Ertrag darin einige Jahre so auffallend gering gewesen ist.

Die Laienschwestern, deren Zahl 7 bis 12 gewesen zu sein scheint, wurden gewöhnlich Suster genannt, und diese Bezeichnung wurde, nachdem sonst die Sprache schon längst das neudeutsche Wort Schwester aufgenommen hatte, noch beibehalten. Den Sustern oblag die Hausarbeit, sie wurden aber auch bei auswärtiger Arbeit verwendet; wir finden dieselben beim Gürten in den Weinbergen, beim Traubenlesen, auch beim Schanzentragen in den Büschen.

Durchschnittlich wird das Kloster auch eine, zuweilen zwei bis drei Novizinnen gehabt haben. Während die Sustern sich vielfach aus den umliegenden Ortschaften zu rekrutieren pflegten, scheinen die Sorores vorherrschend den wohlhabenden Bürgerfamilien der Städte angehört zu haben. Infolge der Reform wurden adelige Novizinnen aus den Klöstern mehr ferngehalten; schon 1457 hatte die Bursfelder Kongregation Wachsamkeit bei der Aufnahme reicher Jungfrauen empfohlen; sie sollten nur bei wirklichem Klosterberuf aufgenommen werden. Als Mitgift mußten die Sorores gewöhnlich 200—300 Taler einbringen, zudem auch die Kosten der Profession tragen, welche sich durchschnittlich auf 40—50 Taler beliefen. Diese Feier, zu deutsch so schön „Hochzeit" genannt, wurde sehr festlich begangen. Die Angehörigen der aufzunehmenden Schwestern waren zugegen und gingen in der Kirche zum Opfer, was dem Kloster gewöhnlich 15—20 und mehr Taler einbrachte. Später versammelten sich die Teilnehmer im Hochzeitssaale bei einem reichlichen Festmahle. Zuweilen wurde die Feierlichkeit durch Böllerschüsse verherrlicht; so wurde bei einer Hochzeit 1754 für 8 Reichstaler Pulver verschossen.

Ehe die Novizin zu den heiligen Gelübden zugelassen wurde, mußte sie sich in einem Bittgesuch an den Kommissarius des Klosters wenden, um dessen Einwilligung für die Zulassung zur Profession zu erlangen.

Nicht so feierlich wie die Ablegung der Gelübde ging die Einkleidung vor sich; die Kandidatinnen des Noviziats wurden in den Kapitelsaal geführt und dort von der Äbtissin eingekleidet; jede Festlichkeit war dabei untersagt. Die Aufnahme wurde bei allen ohne Unterschied, bei arm und reich mit derselben Einfachheit unentgeltlich vorgenommen.

Es bleibt uns noch von den Bewohnern der Insel im 18. Jahrhundert das Dienstpersonal zu erwähnen, welches um diese Zeit nicht sehr zahlreich gewesen zu sein scheint. Im Jahre 1754 wurde für Lohn an Knechte und Mägde 127 Reichstaler, 12 Albus 4 Heller ausgegeben. Außer einem nunmehr ständigen Gärtner und zwei Mädchen wird noch der Meisterknecht mit 23 Taler, sowie zwei andere mit 14 und 16 Taler Lohn genannt; außerdem ein 4. Knecht, Franz Dahl, der 1788 im Kloster starb, 75 Jahre alt, und in der Totenkrypta begraben wurde.

Nach dem Gesagten wird die Gesamtzahl der Klosterbewohner die Zahl 50 zu keiner Zeit überstiegen haben.

Zuweilen geschah es auch, daß Bekannte und Freunde des Klosters längere oder kürzere Zeit zu ihrer Erholung auf der Insel sich aufhielten. Im Herbst 1715 verweilte „Seine Klarität" der Lizentiat Severer mit seinem weltlichen Herrn Bruder zwei Monate auf Rolandswerth. Ersterer zahlte 12 Reichstaler Kostgeld, während letzterer wie ihm insinuiert worden, sich durch Zusendung von Biskuit, Oranienschalen u. dgl. für Gründonnerstag und von verschiedenen Fischarten revanchierte.

Am 10. Februar 1748 wurde ein Fräulein Karoline von Martial als Kostdame in das Kloster aufgenommen. Der Pensionsbetrag wurde von dem Pastor von Siegburg bezahlt, während ein Herr von Albaden für ihre Nebenbedürfnisse aufkam. Dieselbe starb 1762 und liegt in der Totenkrypta begraben.



Vierundzwanzigstes Kapitel.

Aus den Angaben des Wirtschaftsbuches ersehen wir, daß die damalige Ausdehnung der Insel eine bedeutendere gewesen sein muß als die gegenwärtige. Die Gewalt des Stromes hat von dem ursprünglichen Inselgelände bedeutende Teile hinweggeschwemmt. Gemäß alten Aufzeichnungen soll die Insel 120 Morgen groß gewesen sein; heute wird ihr Flächeninhalt nur mehr auf etwa 70 Morgen geschätzt. Den Uferbauten wandte man freilich auch damals die gebührende Aufmerksamkeit zu; wie es scheint, wurde jedes Jahr eine entsprechende Summe für diesen Zweck verwendet.

Zwischen 1705—1716 wurde besonders am Kopfe der Insel gearbeitet; die Steine dazu holte man mit dem Trauppert[1]) des Klosters vom Unkelstein herbei, und zahlreiche Arbeiter versuchten Vorkehr zu treffen gegen die reißende Macht des Stromes. 1717 wurden wieder $2^1/_2$ Trauppert Steine verwendet, um eine andere Stelle des Ufers damit zu decken. Auch suchte man die Ufer durch Anpflanzungen von Weiden zu schützen.

Der größeren Ausdehnung der Insel entsprach auch der damalige Ertrag der dortigen Ländereien. So zog man z. B. 1716 auf dem Werth allein 20 Malter Gerste, 20 Malter Weizen, 10 Sester Erbsen; außerdem wird von den 125 Maltern Roggen, die in unserem Buche als vom Werth und vom Mehlemerfelde zusammen angeführt werden, immer noch ein beträchtlicher Teil auf die Ländereien der Insel zu rechnen sein.

Das Buschwerk und Gehölz der Insel war von solcher Ausdehnung, daß jedes Jahr, wenn man dasselbe zu verhauen pflegte, eine große Menge von Weinbergspfählen darin gewonnen wurden, so im Jahre 1717: 1500 Pfähle, 1714 „hier auf'm Werth

[1]) Ein größeres Fahrzeug.

3000 schöne Rahmen", 1711 sogar 5080 Pfähle. Auch zog man 1716 an Baumnüssen 4 Malter 3 Sester. Die Nußernte war gewöhnlich eine ergiebige; 1712 sogar 22 Malter, aus deren Verkauf man 110 Reichstaler erlöste.

Außer der Insel bewirtschaftete das Kloster selbst einige nahegelegenen Besitzungen auf der linken Rheinseite, von denen besonders drei große Weinberge öfters genannt werden; zwei derselben hinter der heutigen Villa vom Rat gelegen. Doch scheint es, daß außer diesen drei Weinbergen noch andere vom Kloster aus gebaut wurden, was man daraus abnehmen kann, daß z. B. im Jahre 1705 außer den eigenen Dienstboten und Laienschwestern noch 10 Taglöhner und 13 Taglöhnerinnen bei der Weinlese zehn Tage lang beschäftigt waren.

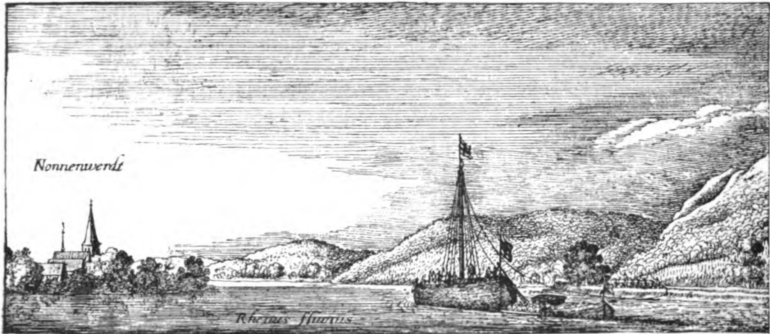
Die zahlreichen Hofgüter, teils Wein-, teils Ackergüter, wurden großenteils von sogenannten Halfen bewirtschaftet, welche, wie schon der Name andeutet, die Ländereien für die Hälfte des Ertrages zu bauen, dabei aber sonst noch kleinere Abgaben zu entrichten hatten. So finden wir Flachslieferungen erwähnt (sieben Halfen, deren jede zwischen 8 und 15 Pfund Flachs zu liefern hatten). Außerdem schuldeten sie dem Kloster zu gewissen Zeiten persönliche Dienstleistungen; so mußten sie z. B. bei der Ernte des Klosters drei Tage unentgeltlich helfen.

Wollen wir den Überblick über die Einkünfte des Klosters vervollständigen, so bleibt noch zu erwähnen, daß dasselbe außer dem Ertrag der Güter nach mehreren Andeutungen (besonders in dem Nekrologium) auch verschiedene mehr oder minder beträchtliche Renten (in Geld oder Naturalien, z. B. Öl oder Wein) teils von einzelnen Gemeinden, teils von Privaten zu beziehen hatte, welche wohl meist aus frommen Vermächtnissen herrührten. Die Größe dieser Einkünfte läßt sich nicht mehr feststellen.





Fünfundzwanzigstes Kapitel.



Kloster Nonnenwerth.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das Klostergebäude selbst. Eine allerdings nur unvollkommene Darstellung von dem Gebäude, wie dasselbe nach der Erneuerung gegen Ende des 15. bis in das 18. Jahrhundert gestaltet war, gewährt die obige Abbildung, welche wir geben nach einem, soviel sich ermitteln läßt, von Bruin um das Jahr 1580 entworfenen Stich. Wie die Abbildung zeigt, hatte die Kirche eine andere Lage, als die gegenwärtige; sie hatte die altchristliche Orientierung von Westen nach Osten und bildete, von dem Wäldchen flankiert, nach dieser Seite den Abschluß des Gebäudekomplexes; das Chor lag frei. Das Hauptportal der Kirche sowie die Giebelfronte der drei nach Nord-West sich anschließenden Gebäudeteile waren nach Rolandseck zu gerichtet. Über dem Portale der Kirche erhob sich ein mächtiger viereckiger Turm mit zwei rundbogigen Schallöffnungen an jeder Seite. Die Bauform des Turmes deutet darauf hin, daß wir hier im wesentlichen noch die erste, im 12. Jahrhundert erbaute Kirche vor uns haben. Die urkundlichen Nachrichten über die Zerstörung in dem burgundischen Kriege lassen vermuten, daß bei der damaligen Feuersbrunst wohl das Dachwerk und das Innere der Kirche und

vielleicht auch des Klosters ausgebrannt, das Mauerwerk aber erhalten geblieben ist. Die Kirche wurde dann wieder hergestellt, erhielt vielleicht eine neue Wölbung in den schönen Bauformen des 15. Jahrhunderts und außerdem wie der spitze Dachreiter anzudeuten scheint, ein neues Chor in gotischem Stile, wie früher erwähnt, mit Farbenfenstern geschmückt.

Auf dem Hauptaltare befand sich im 18. Jahrhundert ein Bild der Muttergottes, welches mit einem seidenen Mantel geschmückt war; außerdem besaß die Kirche mehrere Fahnen mit gemalten Bildern, zahlreiche Silbersachen und Paramente. Das Jungfrauenchor hatte einen eigenen Altar; auch befand sich dort eine Schlaguhr, um den Chordienst zu regeln. 1736 ließ man eine neue Orgel bauen, die mit dem Gehäuse 836 Taler kostete. Im Herbst desselben Jahres wurde eine neue Turmuhr für 67 Taler angeschafft. Im Kirchturme befanden sich 2 Glocken, deren eine 1754 umgegossen wurde, was mit dem Aufhängen 42 Taler kostete. — An der Totenkrypta, dem sogenannten Totenkeller, wurden 1751 bauliche Veränderungen, vielleicht eine Erweiterung vorgenommen, wozu man 3000 Ziegelsteine verbrauchte. An die Kirche schloß sich eine eigene Beichthalle, das Beichthaus genannt, sowie die Küsterei an.

Was die übrigen Klostergebäude angeht, so waren sie im Anfange des 18. Jahrhunderts teils wegen Alters baufällig geworden, teils auch mochten sie in den Stürmen des 30jährigen Krieges viel gelitten haben. Während dieses Krieges hauste eine vom General Baudissen gesandte schwedische Besatzung nicht weniger als drei Jahre in den Inselräumen, welch letztere durch die Fahrlässigkeit oder den Mutwillen der Schweden teilweise abbrannten (J. Klein, Rheinreise). Gegen Ende des 17. Jahrhunderts war eine Erneuerung zur Notwendigkeit geworden; die Kirche und ein Gebäudetrakt, in welchem die Schule gelegen war, und der später „der alte Bau" genannt wurde, blieben erhalten. Nach einer Aufzeichnung (in Düsseldorf) wurden an Baukosten allein zwischen 1730—1753 verwendet 14577 Reichstaler. Den Bauplan entwarf der sachverständige Minderbruder Seraphim, und zwar ausgedehnter und großartiger, als der frühere war. Ja, der Neubau dürfte dem jetzigen Kloster wenig nachgestanden haben. Im Jahre 1736 war der Bau der Hauptsache nach fertig.

Da an Fenstern und Türen der schöne Drachenfelser Trachytstein zur Verwendung gekommen, auch sonst nichts gespart worden war, was dem Gebäude Dauerhaftigkeit und Zierde verleihen konnte, mochte dasselbe in der Tat einen stattlichen Anblick gewähren. Den Hofraum abgerechnet, nahm das Gebäude den Flächenraum von 63 Bonner Ruthen ein.

In dem Neubau befanden sich die Zellen der Schwestern, deren das Kloster 24—26 gehabt zu haben scheint; die Konventsstube, das Refektorium, das Dormitorium, gewöhnlich Schlafhaus genannt; dasselbe war durch Wände oder Gitter mit Vorhängen in verschiedene Zellen abgeteilt; der Hochzeitssaal, wo bei festlichen Gelegenheiten, besonders bei der feierlichen Profeßablegung, „Hochzeit" genannt, das Mahl gehalten wurde. Da die Fenster des Saales vergittert waren (66 Pfund Eisen für 27 Gulden), so läßt sich annehmen, daß derselbe sich im Erdgeschoß befunden hat. Ferner der sogenannte Steinensaal, so genannt wegen seines mit Steinplatten belegten Fußbodens, das Sprechhaus oder Ansprachzimmer, das Siechhaus oder Krankenhaus, auf dem sich eine eigene Glocke befand, schließlich noch die Küche. Die genannten Räumlichkeiten reihten sich rings um den Kreuzgang des Klosters „Umbgang" genannt.

Aus dem Hauptgebäude gelangte man über ein teilweise mit Platten belegtes Höfchen (auch Patershöfchen genannt) zu dem Herrenhaus (auch wohl Abtei geheißen.) Wie der Name schon andeutet, war dies die Wohnung der Hausgeistlichen sowie auch des Abtes von Groß Martin in Köln, wenn derselbe zuweilen als Visitator das Kloster besuchte. Zur Türe des Herrenhauses auf dem Höfchen führte ein mit 2 Pfeilern gezierter Treppenaufgang. Die äußere Fronte des Herrenhauses war mit einem steinernen Muttergottesbilde und anderer Steinmetzarbeit geschmückt. Der Neubau der Abtei allein hat dem Kloster 5000 Reichstaler gekostet, wofür in damaliger Zeit (1736) ein ansehnliches Gebäude errichtet werden konnte.

Es bleiben nun noch die Ökonomiegebäude anzugeben, deren Bezeichnung meist auch schon ihren Zweck verrät: das Knechtshaus, Knechtsspeisezimmer, das Volkshaus, Webhaus, die Winterwerkstube, Waschküche, das Backhaus, das Faßbenderstübchen, Bräuhaus, Branntweinhaus (Branntweinbrennerei), Schlachthaus, Wärm-

haus, Kelterhaus, der Weinkeller, der Bierkeller, das Käshaus, das Milchhaus, der Milchkeller, die verschiedenen Stallungen, Scheune und mehrere Schuppen.

Noch wird des öfteren ein Gebäude mit vier Fenstern erwähnt unter dem Namen „Schieffenbau oder Schiffengebäu“, Wahrscheinlich war dieses ein hölzerner, überdachter Überbau über der kleinen Bucht auf der Westseite der Insel, wo die Fahrzeuge des Klosters, wenn sie nicht gebraucht wurden, vor Regen, Schnee und Sonnenbrand geschützt vor Anker lagen. An den Seen der Schweiz und anderer Gegenden trifft man noch heute solche Schiffhäuser an, welche dem gleichen Zwecke dienen.

Die Gesamtheit dieser Räumlichkeiten präsentierte sich ohne Zweifel als ein bedeutendes prächtiges Gebäude, und von den ausgedehnten Gärten und Büschen umgeben, gewährte die Insel mit dem aus dichtem Grün hervorlugenden Kirchturm einen malerisch schönen Anblick.





Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es wird gewiß nicht ohne Interesse sein, den Konsum des Klosterhaushaltes in einer Übersicht dargestellt zu sehen. Um ein Bild davon zu geben, greifen wir das Jahr 1714 heraus, weil zu dieser Zeit mit Ausnahme der hier und da berufenen Arbeiter keine außergewöhnlichen Kostgänger in dem Kloster zu Tische waren.

Was den Gebrauch von Getreide angeht, lassen wir das Buch selbst reden:

„1714 ist in die Muhll getan worden an Korn 128 Malter. Vor die Mastschweine und andere Viehe 17 Malter. Vor Bier zu brewe ohne Maltz verbraucht 40 Malter, wozu ahn Sommergerst schellen lassen 3 Malter 87 Pfund Hafer gekauft wurden. Vor Weck, Breikochen und anders an Weitzen 6 Malter. An Erbsenmehl verbraucht 2 Sester. An Habermehl 1½ Sester."

Von Köln bezog das Kloster ferner 300 Häupter Kappus. An Fleisch gebrauchte man 7633 Pfund, wovon 2252 Pfund von Metzgern aus Unkel und Königswinter bezogen wurden.

Außerdem an Federvieh 20 Hahnen, 42 Hühner und Küchen, welche aber vielleicht teilweise auf der Insel aufgezogen wurden.

Fische 594 Pfund, meist Karpfen, Brisen, Backfische, 4 Ale und 1 Salm von 40 Pfund, welcher 11 Gulden kostete. (54 Pfund Karpfen wurden allein für das Klemensfest gekauft, 36 Pfund Karpfen für die O-Tage, d. h. für die 7 Tage vor Weihnachten, welche damals Abstinenztage waren).

Krebse 150 Stück; 52 Bückinge à 1 Albus = 2 Gulden.

6 Albus Eier; außer dem Ertrag des eigenen Hühnerhofs wurden gekauft 2462 Stück.

10 Pfund Laberdan.

Butter, mehrere Töpfe von zusammen 27 Quart.

Käse, von Köln bezogen für 309 Gulden 26 Albus.

Branntwein. Aus dem Jahre 1714 steht der Verbrauch nicht angegeben. 1747 wurde gebrannt und wahrscheinlich auch im Haushalt verbraucht: 5 Viertel Trester-Branntwein und 16 Viertel Hefen-Branntwein.

Luxusartikel. Wenn wir absehen von den kleinen Spenden an Zucker, Kuchen und Rosinen, welche von Scholastika Falk fundiert, unter der Äbtissin Justine Prang zuerst zur Verteilung kamen, werden wir annehmen können, daß im übrigen das Kloster in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts der alten standesgemäßen Einfachheit treu geblieben sei und alles Ausgesuchte in Speise und Trank vermieden habe. In den ausführlichen Mitteilungen des Haushaltungsbuches berechtigt nichts zu einer gegenteiligen Annahme. Anders wurde die Sache um die Mitte des Jahrhunderts. Um diese Zeit beginnt der Kaffee seine Invasion auf der Insel; der Teekessel duftet, eine Pastetenform wird angeschafft. An solchen und anderen verfeinerten Genüssen des modernen Lebens haben die Töchter des heiligen Benedikt Geschmack gefunden. Schon 1749, besonders aber von 1754 an, wo die Notizen wieder reichlicher fließen, kehren ungebührlich häufig mehr oder minder große Ausgaben wieder für Kaffee, Tee, Zucker (einmal unmittelbar nacheinander ein ganzer Zentner Melis und eine Kiste Kandiszucker), Orangenschalen, Biskuit, Feigen, Makronen u. dgl. Die Priorin und eine Soror Euphrasia waren auch dem Schnupftabak nicht abgeneigt. Was dabei am peinlichsten auffällt, ist, daß die angeführten Delikatessen in der Regel nicht für das gemeinsame Refektorium bestimmt waren, sondern von den einzelnen Konventsmitgliedern privatim genossen wurden. Ebenso verstieß es gegen alle klösterliche Ordnung, daß mehrere Schwestern, wie ein Protokoll vom 22. Juli 1754 besagt, ganze Vormittagsstunden bei Tee oder Kaffee auf ihren Zimmern verplauderten.

Sehen wir so die Benediktinerinnen von Rolandswerth sich von den schönen Regeln der Nüchternheit entfernen, welche ihnen ihr Stifter gegeben und wonach sie der Natur alles Überflüssige in der Lebensweise entziehen sollten, so finden wir nicht minder bereits seit Anfang des Jahrhunderts eine bedenkliche Abweichung von der Vorschrift des heiligen Benedikt, derzufolge auf das strengste jedweder Sonderbesitz untersagt war. Wir treffen nämlich die

Chorschwestern im Besitze von sogenannten Sparbosen, über deren Inhalt sie mit Bewilligung der Priorin verfügen durften.

Angesichts solcher Tatsachen, die wir der geschichtlichen Wahrheit wegen nicht verschweigen dürfen, läßt sich nicht leugnen, daß auch unser Kloster jener allgemeinen Erschlaffung, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts wie ein lebentötendes Miasma ihren Rundgang durch die meisten Klöster hielt, nicht widerstanden hatte.

An die Stelle der strengen Zucht war ein gewisses behagliches Wohlleben getreten; der ernste Ordensgeist war gewichen; dennoch muß man sich hüten, aus obigen Angaben zu weit gehende Folgerungen zu ziehen. Nur so viel geht daraus hervor, daß die Klosterfrauen hinter der vermöge ihres Standes zu erstrebenden Vollkommenheit zurückgeblieben sind. Dabei war aber ihr Leben im übrigen ein unbescholtenes, wie denn auch die umwohnende Bevölkerung ihnen ein keineswegs ungünstiges Andenken bewahrt hat.





Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Blick in die Hauschronik möge uns das durch vorhergehende Kapitel gewonnene Bild über die Zustände des Klosters im 18. Jahrhundert vervollständigen.

1706 hatten sich die Schwestern in Rom eine Ablaßbulle ausgewirkt (Porto 8 Gulden 16 Albus). — 1752 zwei Betrachtungsbücher gekauft. —

Von dem Jahre 1708 an folgten mehrere sehr unergiebige Weinjahre, was bei den damaligen großen Ausgaben für den Neubau des Klosters doppelt empfindlich sein mußte. 1708 war ein so schlechter Herbst, daß außer den Knechten, Sustern und Halfen keinerlei Hilfe zur Einbringung desselben nötig war. Kaum günstiger war die Ernte in den Jahren 1713, 14 und 15. Anno 1714 lag die Ursache an der übergroßen Trockenheit, welche den ganzen Sommer hindurch herrschte. In dem Winter 1708 bis 1709 herrschte eine so übermäßige Kälte, daß die Reben in den Weinbergen erfroren. Selbst im südlichen Frankreich erfroren in diesem Winter die Ölbäume und Reben. Man konnte im Frühjahr das Gürten unterlassen, und im Herbst gab es gar nichts. Auch die Nußbäume waren in jenem kalten Winter erfroren.

In der Nacht des 22. Februar 1711 gab es plötzlich eine so hohe Wasserflut mit Eisgang verbunden, daß einer der beiden Klosternachen mit fortgerissen wurde und wegen des andauernd hohen Wasserstandes erst am 22. März von Weis zurückgebracht werden konnte. Bei dieser Überschwemmung drang das Wasser bis zu den Klostergebäuden.

1732 schlug der Blitz ein und beschädigte den Kirchturm und das Dach an verschiedenen Stellen, ohne jedoch Brand zu verursachen. —

7*

Reisebeschreiber und andere poetisch gestimmte Schriftsteller haben miteinander gewetteifert, die schöne Insel Rolandswerth als einen auserwählten Fleck Erde darzustellen, auf welchen der Tod seine Schatten nicht geworfen oder für den er doch jedenfalls immer die Rücksicht gebraucht habe, mit seinem Kommen zu zögern bis zu den äußersten Grenzen menschlichen Daseins. In Wirklichkeit stellt sich die Sache nicht ganz so günstig. Zwar ist die gesunde Lage der Insel unbestreitbar; auch haben wir selbst schon von einzelnen Bewohnern derselben gesprochen, welche ein hohes Alter, bis zu 90 Jahren und darüber, erreichten. Wenn aber der Rheinische Antiquarius III 7 S. 786 und mit ihm Lang und Koll behaupten, daß seit 120 Jahren alle Nonnen zu Rolandswerth mit Ausnahme von zweien ihr Jubiläum gefeiert hätten, so ist das nur eine märchenhafte Übertreibung. Krankheiten und Tod fanden ihren Weg zu dieser angeblichen Freistätte ungefähr ebensogut wie zu den übrigen sterblichen Menschen. Ein Blick in die langen Rechnungen für Barbiere, Ärzte, Apotheker kann jeden davon überzeugen. Unter andern werden zwei Schwestern erwähnt, Christine Boßart und Johanna Boßart, von denen erstere 27 Wochen in ihrer Krankheit von einem Barbier bedient worden, letztere 7 Monate wegen einer Operation in Köln liegen mußte. — Beide starben verhältnismäßig jung.

1710 herrschte ein ansteckendes Fieber im Kloster, und der Barbier mußte fast täglich ins Haus kommen. Der Arzt kam regelmäßig nur zweimal des Jahres von Köln herauf und wurde außerdem nur in äußerst dringenden Fällen berufen. 1707 ließ sich ein Dr. Nagel aus Köln, die Reisekosten ungerechnet, für einen ärztlichen Besuch allein 24 Gulden geben. Für gewöhnlich half der Barbier aus, der mit Pflaster, Pulver oder Mixturen zu helfen suchte.

1707 wird Meister Johann Lylie sogar mit 19 Gulden 8 Albus jährlichem Gehalt als Hausbarbier angenommen mit der Verpflichtung, dem Kloster jede Woche „eine Visitt zu machen", um sich nach dem Gesundheitszustande zu erkundigen. Zu den Obliegenheiten dieses Baders gehörte es auch, regelmäßig im Mai und September jedes Jahres bei den Hausbewohnern den Aderlaß vorzunehmen, den man zum Schutze gegen Erkrankung für erforderlich hielt. Schon um das Jahr 1707 geschieht dieses Ader-

lasses Erwähnung, und noch bis in das 19. Jahrhundert hinein blieb in einzelnen Bevölkerungskreisen eine solche alljährliche Blutentziehung durch Aderlassen oder Schröpfen in Übung, die freilich bei den blutarmen Menschen des 20. Jahrhunderts schlecht angebracht wäre.

Die Sterblichkeit im 18. Jahrhundert wird so ziemlich der des 19. gleich gestanden haben. 1704 1 Sterbefall, 1705 1, 1706 1, 1707 1, 1708 3, 1709 3, 1711 1, 1712 1, 1713 2 usw.

Nicht übergehen dürfen wir die Kriegsereignisse, von denen das Kloster im 18. Jahrhundert berührt wurde. Während des spanischen Erbfolgekrieges (1713) zogen wiederholt Kriegsvölker vorbei, welche mitunter eine Razzia nach der blühenden Insel unternahmen und es besonders auf die reifenden Bohnen abgesehen zu haben schienen. — Im Jahre 1714 erschienen die Raubhorden Ludwigs XIV. wieder in den Rheingegenden, die sie erst 1689 heimgesucht und in eine Wüste umgewandelt hatten. Der tapfere Prinz Eugen, von den Reichsfürsten nicht hinlänglich unterstützt, vermochte nicht, sie aufzuhalten. Am Neujahrstage 1714 in der Morgenfrühe kamen die Franzosen auf die Insel und nahmen den Trauppert nebst dem größern Nachen des Klosters weg, um damit einen Handstreich gegen den auf dem jenseitigen Ufer stehenden kaiserlichen Kommissarius Holstein auszuführen. Erst nach vielen Unannehmlichkeiten, Trinkgeldern und Schenkungen (über 19 Gulden) gelang es dem Kloster, im März wieder in den Besitz der Fahrzeuge zu kommen. Im Sommer wichen die Franzosen über den Rhein zurück, und es lagen nun längere Zeit deutsche Reichstruppen, oberrheinische und trierische Soldaten im Kloster im Quartier. Am 7. September wurde dann der Krieg durch den traurigen Frieden zu Baden beendigt.

Bald danach erklärte Luwig XV. abermals dem deutschen Kaiser Karl VI. den Krieg und zwar infolge der polnischen Thronstreitigkeiten; der greise Prinz Eugen konnte sich nur mit Mühe am Rhein behaupten, und so hatte man auf Rolandswerth große Angst vor einem neuen Überfall der Franzosen. Die Schwestern ließen schleunigst das dem Kloster gehörige große Haus vor Lyskirchen in Stand setzen (1734) — zirka 600 Taler Restaurationskosten — um im Notfall in den Mauern der Stadt Köln eine Zuflucht zu haben. Indessen scheint diesmal das Ungewitter des

Krieges ohne Schaden an dem Kloster vorüber gezogen zu sein. Das deutsche Reich freilich verlor damals das schöne Land Lothringen an die Franzosen.

Im österreichischen Erbfolgekrieg, als Friedrich II. sich mit dem Erbfeind des Reiches verband, um Schlesien zu gewinnen, zogen die Franzosen abermals über den Rhein 1742, und erhoben auf ihrem Durchzug von dem Kloster Rolandswerth 12 Malter Korn und 2 Malter Weizen als Kriegskontribution.

Infolge der Zerwürfnisse mit den Herrn von Groß-Martin fanden auf Anordnung des Erzbischofes mehrere Visitationen statt, am 22. Juli 1754 durch Ambrosius Specht, Abt zu München-Gladbach, und Tilmann Schmitz, Offizial in Bonn. Am 19. Oktober 1754 wurde durch erzbischöfliche Verfügung der Abt von Gladbach zum bischöflichen Kommissarius für Rolandswerth ernannt. Die Abtei Gladbach stellte fortan auch die Priester, welche als Hausgeistliche auf Rolandswerth den Dienst zu versehen hatten, den Prior und Konfessarius sowie den Kaplan. Aber laut den Akten des Archives in Düsseldorf ergaben sich auch mit den Gladbacher Herrn seit 1790 recht unerquickliche Differenzen. Es heißt in einer Notiz: „die Visitationen haben uns 150 Reichstaler gekostet".

Noch stehen uns einige lose Blätter aus dem 18. Jahrhundert zur Verfügung, deren Inhalt wir hier kurz aneinander reihen. Die Fronleichnamsprozession, sehr schön „Gottestracht" genannt, wurde immer durch Böllerschüsse verherrlicht. Auch pflegte man den Kurfürsten, wenn er vorüberkam, mit Böllersalven zu begrüßen.

Zu Ostern bekamen die Schwestern regelmäßig gefärbte Ostereier, gewöhnlich wurde ½ Pfund Farbe verwendet. Auffallend ist, daß man schon 1706 auf Rolandswerth Steinkohlen und Geriß brannte. 1712 wurden in Köln 9 Malter, das Malter auf dem Platz zu 1 Reichstaler gekauft.

In das Abgabewesen läßt sich nach den vorhandenen Notizen kein vollständiger Einblick gewinnen. 1756 wurden 50 Reichstaler, 1758 71 Reichstaler „Simpeln" bezahlt.

Bei den ausgedehnten Besitzungen des Klosters kann es uns gewiß nicht befremden, wenn wir dasselbe mehrfach in Prozeß-Angelegenheiten verwickelt sehen, welche demselben große Kosten verursachten. Es werden Zahlungen von 46, 50, 60, 100 Reichstaler an Advokaten, Prokuratoren, Gerichte erwähnt: Unter andern

wird genannt ein „Altenberger Prozeß", ein Prozeß gegen die Jesuiten in Bonn, von denen ersterer 4, letzterer 6 Jahre an den Gerichten in Düsseldorf schwebte. Wieder ein anderer Prozeß, der gegen das Kölner Domkapitel, dauerte sogar fast 25 Jahre. Als das Gericht in Düsseldorf gegen das Kloster entschieden hatte, appellierte letzteres an die päpstliche Nuntiatur in Köln. Den definitiven Ausgang des Rechtsstreites kennen wir nicht. — —

Außer kleinern Vergünstigungen, die zuweilen einzelnen Halfen in schlechten Jahren gewährt wurden, werden auch ziemlich oft Almosen erwähnt, welche die Ordensfrauen den an der Klosterpforte Anklopfenden erteilten. Von der regelmäßigen Almosenspendung spricht das Wirtschaftsbuch nicht, doch es unterliegt keinem Zweifel, daß dieselbe den umwohnenden Armen nicht wird gemangelt haben. Graf Montalembert sagt in seinem schönen Werke über die Mönche des Abendlandes über diesen Punkt: „In den letzten Jahrhunderten ist der Geist der Welt vielfach in die Klöster eingedrungen, hat aber nie in ihren Herzen die fromme, verschwenderische Freigebigkeit ihrer Vorfahren zu ersticken vermocht. Nie ist es ihm gelungen, jene Türe zu verschließen, welche in manchen Klöstern so bezeichnend die Gebepforte genannt wurde."

Und wirklich kann man noch jetzt von ältern Leuten in Rolandseck, deren Eltern die Zustände zur Zeit des alten Klosters noch kannteu, erzählen hören, daß jeden Mittag von dem Kloster große Gefäße mit Speisen herübergeschickt worden seien, welche dann den an der Pforte des Hospitals zusammenkommenden Armen ausgeteilt wurden.





Achtundzwanzigstes Kapitel.

Es nahte das letzte Viertel des 17. Jahrhunderts; die Äbtissin Benedikta Conradts war bereits über 80 Jahre alt. Sie hatte schon 43 Jahre lang dem Kloster vorgestanden, da brach über sie und die Ordensgemeinde eine überaus schwere Heimsuchung herein. Am 31. Jannar 1773 entstand eine Feuersbrunst, und in wenigen Stunden fiel das ganze Gebäude samt der Kirche dem verheerenden Elemente zum Opfer. Die armen Schwestern waren heimat= und obdachlos geworden. Zwei von ihnen fanden in Königsdorf, drei in Neuwerk, zwei in Kempen und vier in Bochholz einstweilige Aufnahme.

Es mußte zum Neubau geschritten werden. Kapitalvermögen scheint kaum vorhanden gewesen zu sein. Gemäß den in dem Provinzial=Archiv zu Düsseldorf beruhenden Akten genehmigte das erzbischöfliche Offizialat in Köln am 11. Mai 1773, daß das Kloster unter Verpfändung seiner Güter, Renten und Gefälle bei dem Domkapitel eine Anleihe von 10000 Reichstaler aufnahm. Die Abtei Groß St. Martin gewährte ein Darlehen von 8000 Reichstaler; am 24. Juni 1773 weitere 2000 Reichstaler, mit $3^{1}/_{4}$ % zu verzinsen. Im ganzen soll der Neubau 80000 Reichstaler gekostet haben.[1]) Schon am 14. April 1773 legte der Erzbischof von Köln den Grundstein, der an der Seite nach Honnef zu durch eine Inschrift über den Sockel kenntlich gemacht ist.

Ein Baumeister aus Koblenz, der kurtriersche Leutnant Nikolaus Lauxen hat den Plan entworfen und den Bau geleitet.[2]) Man muß gestehen: der Architekt hat seine Aufgabe in überaus glücklicher Weise gelöst; er hat bei der Raumverteilung einen

[1]) Im Jahre 1792 verkaufte das Kloster seine beiden Häuser von Lyskirchen in Köln, um mit dem Erlös einen Teil der damals noch vorhandenen Bauschulden zu tilgen.

[2]) An einem Giebel=Dreieck des Klosters findet sich unter dem Wappen des Klosters auf einem Spruchbande die Inschrift: N. Lauxen, C. T. Lieutenant, Architector von Coblenz fecit 1775.

praktischen Blick, in der äußeren Gliederung der einzelnen Bauteile einen hervorragenden Formensinn und in der Ausführung eine große bautechnische Tüchtigkeit bewiesen. Vor allem nahm Lauxen darauf Bedacht, die Klosterbewohner gegen die Wassernot zu schützen, welche ihnen bisher des öftern große Bedrängnis verursacht hatte. Er ließ die Substruktionen des Baues soweit, als dieser Zweck es erforderte, über den umgebenden Boden erhöhen, und erreichte dadurch, daß seitdem, auch in Jahren großer Hochflut, selbst wenn in Koblenz, Neuwied, Bonn, Köln und anderen Rheinorten ganze Straßen überschwemmt waren, auf Nonnenwerth, soweit die Erinnerung des Hauses zurückreicht, das Wasser noch niemals bis zu dem Fußboden des Erdgeschosses vorgedrungen ist.

Es galt zunächst, die nötigen Wohnräume für eine in Klausur lebende Genossenschaft von etwa 40 bis 50 Klosterfrauen herzurichten, dabei eine für die Schwestern geeignete und leicht zugängliche Kirche, dann gesondert von der Klausur eine Wohnung für die zwei diensttuenden Geistlichen, sowie mehrere Gastzimmer; ferner Wohnräume für das Dienstpersonal, endlich Scheune, Stallungen und sonstige Ökonomiegebäude herzustellen. Lauxen verstand es, diese Räumlichkeiten im Innern hoch, licht und freundlich, in einer allen Ansprüchen genügenden Weise zu bieten; alle, einschließlich der Kirche hat er mit großem Geschick in einem geschlossenen doppelten Gebäudequadrat mit je einem Lichthof so vereinigt, daß das Ganze auch äußerlich als ein schönes, bedeutendes, ja großartiges Bauwerk sich darstellt.

Das Mauer- und Holzwerk, kurz alles an dem Bau ist so tüchtig und dauerhaft gearbeitet, daß bis jetzt, nach mehr als hundert Jahren eine Reparatur, kaum erforderlich war.

Die Ökonomiegebäude sind erst 1778, aber ohne Zweifel im Rahmen des Lauxen'schen Planes unter Leitung des bauverständigen Paters Golsheim hinzugefügt und so das zweite Gebäude-Quadrum geschlossen worden.[1])

Das Hauptgebäude mit der Kirche bildet ein Quadrat, welches an jeder der vier Seiten 60 Meter mißt. Es besteht aus einem hochgestochenen Erdgeschoß, einem zweiten etwas niedrigeren Stockwerke, beide mit weiten Umgängen. Über dem Ganzen erhebt sich das Dach mit einem sogenannten Kniestock. Obwohl nun, wie es

---

[1]) In dem hinteren Hofe findet sich rechts oben die Neu-Inschrift: R. P. F. Golsheim Hatt Gebaut Scheur Und Stall 1778.

für einen Klosterbau sich ziemte, und die Finanzlage es mit sich brachte, im Äußern und Innern fast aller Schmuck vermieden ist und allenthalben bei der größten Solidität die höchste Schlichtheit und Einfachheit sich bemerkbar macht, so ist dennoch alle Einförmigkeit vermieden; vielmehr ist das Verhältnis der Höhe und Breite sowie die Gliederung der einzelnen Bauteile so glücklich bemessen, daß das Gebäude einen vollkommen einheitlichen und überaus anziehenden Eindruck macht.

Vollständig und in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten ist die Seitenansicht von Rolandseck her. Die Hauptfront, dem Drachenfelsen zugewandt, ist zwar etwa dadurch beeinträchtigt, daß der schöne, dreieckige Giebel mit dem Wappen des Klosters, hoch über dem Haupteingang, vor einigen Jahrzehnten, um für die zahlreicheren Bewohner neue Räume zu schaffen, beseitigt wurde und an dessen Stelle mehrere Zimmer mit drei nebeneinanderliegenden und einem Giebelfenster eingebaut worden sind. Aber auch so gewährt, von dieser Seite gesehen, das Gebäude mit seinen 10 bis 11 Fenstern in jedem Geschoß, links flankiert von dem etwas vortretenden Seitenflügel, rechts von der Portalfronte der Kirche, welche im zweiten Stock drei rundbogige Fenster hat und von einem sehr zierlichen Glockentürmchen überragt wird, einen imposanten Anblick.

Die Einfügung der einschiffigen Kirche in den rechten Seitenflügel brachte es mit sich, daß dieselbe einer Chor-Apsis entbehren mußte; das Chor schließt ab mit einer flachen Wand in der ganzen Höhe und Breite des Kirchenschiffes. Infolge Knappheit der Geldmittel war auch die innere Ausstattung der Kirche eine ärmliche; drei Altäre mit unbedeutenden Holzaufsätzen. Auf dem Hochaltare standen noch bis zum Jahre 1870 rechts und links vor dem Tabernakel die Bilder des heiligen Benedikt und der heiligen Scholastika, zwei Holzfiguren ohne künstlerischen Wert.[1]) Zur Anschaffung einer Orgel steuerten befreundete Abteien: München-Gladbach, St. Martin,

[1]) Es kennzeichnet den Mangel an Pietät und historischem Sinne, wie er dem ausgehenden 18. Jahrhundert eigen war, daß von den Grabsteinen, welche aus den vergangenen Zeiten ohne Zweifel noch in der Kirche und vielleicht auch in dem Umgang vorhanden waren, auch durch den Brand nicht zerstört waren, kein einziger erhalten worden ist; nicht einmal die Inschriften sind abgeschrieben worden. Wahrscheinlich sind diese Denksteine zerschlagen und in die Wände vermauert worden. Auch nicht der mindeste Baurest von früheren Gebäulichkeiten ist übrig geblieben.

Pantaleon, Deutz, Altenberg, Heisterbach, Brauweiler, Knechtsteden 122 Speziestaler bei; es blieb noch ein Überschuß von 17 Reichstaler 42 Stüber. Es kann nur ein unbedeutendes Orgelwerk gewesen sein.

Wie sehr durch den Bau die Geldmittel des Klosters erschöpft waren, geht schon aus dem Umstande hervor, daß erst längere Jahre nach Vollendung des Neubaues Glocken für den Kirchturm beschafft werden konnten, wozu dann noch auswärtige Wohltäter das Meiste beisteuerten. Im Jahre 1781 zu Anfang Juni wurden die vier Glocken in Königswinter gegossen und am 11. Juli in commemoratione solemni S. Benedicti durch den Guardian der Kapuziner (von Brühl ?) morgens zwischen 6 und 7 Uhr benediziert und dann um 10 Uhr die Hochmesse mit denselben eingeläutet. Die erste, 388 Pfund wiegend, wurde auf den Namen des heiligen Klemens geweiht. Pate: der Erzbischof, vertreten durch Hofrat Trivelli. Der Erzbischof schenkte dazu 100 Reichstaler. Die zweite, 269 Pfund schwer, auf den Namen des heiligen Benediktus. Pate: Minister von Belderbusch, Vertreter Hofrat Trivelli. Geschenk: 25 Reichstaler. Die dritte, 176 Pfund schwer, auf den Namen der heiligen Scholastika. Pate: Baron Anton von Belderbusch, Vertreter Vicarius Boosfeld. Die vierte, 137 Pfund schwer, auf den Namen des heiligen Ferdinand. Pate: Ferdinand Müller, Pfarrer in Sinzig, der neun Kronen dazu gab, während Steuerempfänger Lenders aus Jülich 20 Reichstaler spendete. Außerdem wurde ein fünftes Glöckelchen, 47 Pfund schwer, Patron der heilige Servatius, geweiht für die Klosterkapelle in Kürighofen, wo das Kloster einen Hof mit mehr als 100 Morgen Land besaß. Alle diese Glocken zusammen kosteten 223 Reichstaler 12 Stüber.

Ohne Glockengeläute also, sonst aber mit großer Feierlichkeit wurde die Einweihung des neuen Klosters vollzogen, im Sommer des Jahres 1775. Am 22. Juli d. J. hatten Äbtissin und Konvent an den Erzbischof die Bitte gerichtet, ihrem Kommissar, dem Abt von Gladbach, die Einweihung ihrer Kirche zu erlauben.

Von nah und fern hatte man Gäste entboten, welche gastlich bewirtet wurden. Unter ihnen befand sich auch ein Jesuit, P. M. Deuren aus Koblenz, ein frommer, dabei jovialer Herr, der noch viele Jahre bei den alten Koblenzern in freundlicher Erinnerung stand. Durch seine geistreichen und witzigen Einfälle trug er viel zur Erheiterung der Festversammlung bei.

Die hochbetagte Äbtissin Benedikta Conradts, welche fast ein halbes Jahrhundert hindurch in schwerer Zeit dem Kloster vorgestanden hat, erlebte die Vollendung und Einweihung des neuen Gotteshauses nicht. Sie war am 7. Juni 1775 gestorben.[1])

Es folgte ihr in der Regierung die ehrwürdige Frau Meisterin Juliana Efferz.

Der neue Bau war im Verhältnisse zu der nicht großen Zahl der Bewohner ohne Zweifel zu weitläufig und großartig ausgefallen. Man darf annehmen, daß dabei eine höhere Hand gewaltet hat, welche für eine größere Klostergemeinde, die in dem folgenden Jahrhundert einziehen sollte, eine passende Stätte bereiten wollte. Einstweilen hatten die Benediktinerinnen schwere Sorgen mit der Verzinsung und allmählichen Rückzahlung der ungeheueren Bauschuld. Es kann daher gewiß nicht befremden, wenn uns berichtet wird, daß die Äbtissin Juliana Efferz mit den aus der Fremde heimgekehrten Ordensfrauen in dem neuen Kloster ihre Tage kümmerlich „unter Abbruch und großen Einschränkungen" verlebt habe.

Dazu mußte sie, schon so altersschwach, daß sie kaum noch aus einem Zimmer ins andere gehen konnte, im Sommer 1793 noch erleben, daß bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich auf Antrag des Magistrates von Köln und des österreichischen Feldmarschalls, des Prinzen von Sachsen-Koburg, ein Militärlazarett von Köln auf die Insel Rolandswerth verlegt wurde, welches, wie es scheint, längere Monate dort verblieb.

Nach dem Tode der ehrwürdigen Frau Juliana Efferz wurde am 2. Juni 1794 einstimmig Florentia Lenders zur Äbtissin gewählt.[2])

---

[1]) Ihr Grabstein ist der einzige, der von früheren Bewohnern der Insel erhalten ist. Derselbe lag bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Chor der Kirche vor dem Hochaltare und befindet sich gegenwärtig in der Toten-Krypta. Die Grabschrift lautet in deutscher Übersetzung wie folgt: „Im Jahre 1775 im 7. Juni starb und wurde hier begraben die hochwürdigste und hochachtbare Frau Benedikta Conradts, würdigste Äbtissin, Seniorin und Jubilarin dieses Jungfrauenklosters, im 84. Jahre ihres Alters, im 45. ihrer Regierung und im 10. ihres Jubiläums. Sie ruhe im Frieden. Amen."

[2]) Jedenfalls war sie eine Verwandte des Steuerempfängers Lenders aus Jülich, der unter den Schenkgebern für die neuen Klosterglocken erwähnt wird.

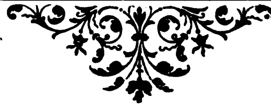
Sie ist die letzte Äbtissin und erlebte die Auflösung des Klosters. Letzteres hatte sich allmählich wieder erholt, und die Schwestern gaben sich der Hoffnung einer glücklichen Zukunft hin. Doch da traf sie und ihre Oberin der schwerste Schlag: Das Konsulardekret vom 9. Juni 1802, welches die Klöster aufhob und die Kirche ihres Eigentums beraubte, fand auch auf Rolandswerth Anwendung.

Infolge der Säkularisation verlor Rolandswerth seine außerhalb der Insel gelegenen Güter, und die Schwestern konnten sich noch glücklich preisen, daß es ihnen nicht erging, wie den meisten anderen Ordensleuten der damaligen Zeit. Sie wurden nicht ausgewiesen, sondern durften den Rest ihrer Tage in dem Kloster zubringen. Diese Begünstigung verdankten sie wohl teilweise der Gemahlin des Welteroberers, der Kaiserin Josephine[1]), die auf ihrer Durchreise von Bonn nach Koblenz am 17. September 1804 beim Anblick der schönen Insel, von dem traurigen Geschick ihrer Bewohnerinnen gerührt, sich für sie bei dem Kaiser Napoleon verwandte.

An demselben Tage, als die hohe Frau vorbeifuhr, kam Napoleon selbst in Bonn an und reiste gleichfalls nach Koblenz. Bei Rolandseck wartete seiner ein eigentümliches Schauspiel. Die Ordensfrauen hatten sich an der Landstraße aufgestellt und überreichten ihm eine Bittschrift, worin sie die Erlaubnis nachsuchten, ihre Tage im Kloster beschließen zu dürfen. Sie fanden, durch die Fürsprache der Kaiserin unterstützt, bei dem damals allmächtigen Herrscher Gehör. Am 30. Oktober erlaubte ein kaiserliches Dekret, welches die Ordensfrauen als „siebenzigjährige" bezeichnet, denselben nicht nur das Haus bis zum gänzlichen Erlöschen der Ordensgemeinde zu bewohnen; auch das ganze Areal der Insel wurde ihnen belassen. Es vergingen neunzehn Jahre, bis 1822 die preußische Regierung, welcher nach der Besiegung und dem Sturze des Napoleons das Rheinland zugefallen war, von dem Kloster und der Insel Besitz ergriff. Die Ordensfrauen, deren Zahl bis auf wenige zusammengeschmolzen war, mußten weichen; sie zogen nach Bonn, wo die letzte von ihnen, Schwester Bernardine, mit ihrem Weltnamen Anna Maria Geuß, am 24. März 1857 im Alter von 90 Jahren zur ewigen Ruhe einging.

[1]) Nach anderen soll Josephine die Insel selbst besucht haben.

Mit dem Abschied der Benediktinerinnen von ihrer geliebten Insel schließt der erste Teil der Geschichte des alten, ehrwürdigen Klosters, welches seiner wahren Bestimmung entfremdet, schon bald ganz weltlichen Zwecken dienstbar gemacht wurde. Ungefähr zwanzig Jahre dauerte diese traurige Unterbrechung, die jedoch nur den Übergang zu einer schöneren, besseren Epoche bildete, in der wir die Insel wieder ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben sehen.



Stiftungs-Urkunde

des Klosters

auf der Insel Ruleicheswerd

ausgestellt durch

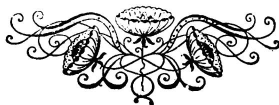
Friedrich I.,

Erzbischof von Köln

im Jahre 1126 am 1. August

auf St. Petri Kettenfeier

im alten St. Peters-Dom zu Köln.





„Im Namen der heiligen, unzerteilten Dreifaltigkeit Friederich von Gottes Gnaden, Erzbischof von Köln. Wenn man in dieser Zeit des Wirkens allen, besonders aber den Glaubensgenossen Gutes zu erzeigen hat, so muß man ohne Zweifel jene, die in dieser Welt die freiwillige Armut nach Christi Beispiel erwählen, nichts sich übrig lassend, sondern sich selbst hingebend bloß und arm dem armen Heilande nachfolgen, mit noch innigerer Liebe umfassen, und mit aller Sorgfalt und Beflissenheit hegen und pflegen. Wirklich hat uns der heilige Geist dazu zuvor ermahnt, da Er durch den Mund des prophetischen Sängers weissagte: „es würden auf den Cedern des Libanon die Sperlinge nisten."[1]) Es fänden nämlich Sperlinge in den Wipfeln der Cedern ihre Nester, wenn die Armen Christi, welche die Wahrheit selber ihre Geringsten nennt, bei den Hochgestellten und Reichen dieser Welt des Lebens Notdurft und sichere Obhut hätten.

Sorgsam darauf bedacht, diese Mahnung zu befolgen, so viel es mir der Herr gegeben hat, suchte ich auf eifriges Betreiben unseres ehrwürdigen und vielgeliebten Abtes: Kuno von Siegburg, der immer wieder auf diesen seinen Herzenswunsch zurückkam, mit ihm einen geeigneten Ort ausfindig zu machen, ließ auch Nachforschungen anstellen, wo eine Genossenschaft von Nonnen genauer nach der Regel des heiligen Benedikt leben und vorsichtig gemäß der Regel eingeschlossen für die Beengung in dieser Zeit den Ersatz finden möge in der Weite und Breite des ewigen Vaterlandes.

---

[1]) Psalm 133, 17. Man beachte die originelle Schriftanwendung.

Ein Notstand war es vornehmlich, der uns zu diesem Entschlusse brachte. Dank unserer Sünden und Nachlässigkeiten war nämlich in unserer ganzen Provinz fast kein einziges Frauenkloster mehr zu finden, zu welchem eine Jungfrau ihre Zuflucht nehmen konnte, die sich zu einem Leben der Enthaltsamkeit entschlossen hatte.

Durch die oben erwähnte uns zur Seite stehende Bemühung des Herrn Abtes, und durch häufiges Zureden einiger religiöser Laien, besonders durch der beiden Männer Vogelo und Adalbero Rat, Hilfe und Bemühung geschah es nun, daß wir eine im Rhein gelegene Insel mit Namen Ruleicheswerd, als für jenen heiligen Zweck am geeignetsten ins Auge faßten, welche eben dem Kloster in Siegburg zugehörte.

Um die Ausführnng unseres Vorhabens zu ermöglichen, überließ der Abt mit seiner ganzen ehrwürdigen Versammlung uns dieselbe, frei von allen ferneren Ansprüchen.

Damit jedoch auch in Zukunft diese Schenkung ohne Murren und Widerrede bestehen könne — haben wir eine Hufe Landes,[1]) welche eine Dienerin Gottes, namens Eveza, für den Ort, den wir durch Gottes Eingebung erkoren haben, bestimmt, und nachmals als Nonne eintretend demselben zugebracht hat, dem Gotteshaus zu Siegburg in Tausch gegeben, dasselbe somit abgefunden und jedwede Beschwerde für nun und immer abgeschnitten.

So haben wir denn endlich, da die Barmherzigkeit Gottes sowohl zum Bau des Klosters als zu dessen feierlicher Einweihung ihren Segen schenkte, unser Vorhaben glücklich, wie wir hoffen, ausgeführt und gemäß dem Rate frommer und weiser Männer der vorbesagten Genossenschaft folgendes Gesetz auf immer vorgeschrieben:

---

[1]) Eine Hufe (mansus) 60 Morgen.

Es soll eine Nonne von erprobtem Wandel aus der Genossenschaft selbst als Vorsteherin gewählt werden, die aber nicht Äbtissin, sondern Priorin heißen soll, und unter Aufsicht und Beirat des Abtes von Siegburg — so lange nämlich letzterer selbst der Regel gemäß leben und seinen Orden ohne Anstoß einhalten wird — ihre Schwestern der Furcht Gottes gemäß regieren. Dieselbe hat mit den ihr zugesellten Schwestern in Christo nach dem bescheidenen Maße ihrer Kräfte die nämliche Regel zu beobachten, wie die Mönche zu Siegburg.

In betreff der Vogtei über das Kloster haben wir auf Ersuchen und unter Zustimmung aller für immer die Bestimmung getroffen, daß niemals einer dieses Schutzrecht erblich besitzen, sondern vielmehr derjenige ohne allen Widerspruch als Vogt eingesetzt werden soll, den der Abt selbst im Einvernehmen mit den Schwestern erwählen wird.

In Ausführung dieser Bestimmung haben wir den Grafen Otto,[1]) einen wie es schien, gottesfürchtenden Mann, den sie in freiester Wahl erkoren, zum Vogt über sie eingesetzt.

Sollte aber irgend ein gottloser Mensch, der seines Heiles vergäße und Gott nicht vor Augen hätte, es wagen, diese fromme und, wie wir hoffen, immer verbleibende Stiftung zu nichte zu machen, zu ändern, oder auch nur im mindesten zu erschüttern, so soll er mit Judas dem Verräter seinen Teil haben, mit Dathan und Abiron von der Erde verschlungen werden, und mit dem unauflöslichen Bande des ewigen Fluches umstrickt sein, wenn er nicht bei Zeiten sich eines Bessern besinnt und seinen Fehltritt durch eine angemessene Genugtuung sühnt. — Damit ja niemand sich daran irgendwie zu vergreifen erkühne, haben wir es durch unsern Bann in erschreckender Weise bekräftigt und gegenwärtige Urkunde darüber aufnehmen und mit dem

[1]) Graf Otto von Rheineck bei Niederbreisig.

Beidruck unseres Siegels versehen lassen unter Hinzuziehung der nachbenannten Zeugen:

Heinrich, Dompropst. Ekbert, Domdechant. Herimann, Propst von St. Gereon. Gerhard, Propst zu den heiligen Märtyrern Cassius und Florentius[1]). Heinrich, Propst zu den heiligen Aposteln. Arnold, Propst zu St. Andreas. Thiederich, Propst zur heiligen Maria. —

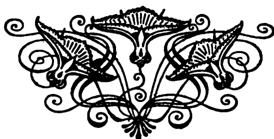
Freie: Thiederich, Graf von Are. Adolph, Graf von Saffenberg. Arnold, Graf von Cleve. Cunrad, Graf von Bonn. Gerhard, Graf von Jülich und sein Sohn Gerhard. Gerhard, Graf von Hochstaden.

Ministerialen: Almerus, Vogt. Herimann und Johann von Alfter. Heinrich von Dornach. Heinrich von Aldendorf. Almerich, Hartwig und andere mehrere.

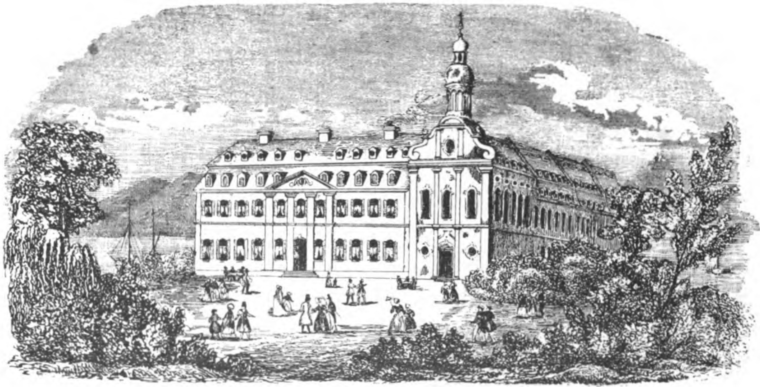
Geschehen zu Köln in der Kirche des heiligen Apostelfürsten Petrus[2]), den ersten August im 1126. Jahre des fleischgewordenen Wortes, vierter Indiction, im ersten Jahre der Regierung Lothars II, des siegreichen Königs, und im 26. Jahre meines Episcopates.

---

[1]) Münsterkirche in Bonn.
[2]) In dem alten St. Peters-Dom.



II. Teil.



Gastwirtschaft „Nonnenwerth“.

Erstes Kapitel.

Wenige Jahre sind erst vergangen, seitdem die letzten Ordensfrauen die Insel verlassen hatten, auf der durch fast sieben Jahrhunderte ihre Genossenschaft Gott gedient, sein Lob bei Tag und Nacht gesungen hatte, und schon kennen wir die Stätte fast nicht mehr wieder, eine so große Umgestaltung hat sie erfahren.

Schon am 25. April 1821 hatte die Regierung die Insel mit den aufstehenden Gebäulichkeiten in Koblenz öffentlich versteigern lassen, und ein früherer Rentmeister des Fürsten von der Leyen, namens Sommer, hatte das Anwesen käuflich erworben. Der neue Besitzer glaubte, ein Geschäft zu machen, wenn er auf dem herrlichen Fleckchen Erde eine Gastwirtschaft gründete, und so wurden die Räumlichkeiten ihrem neuen Zwecke entsprechend eingerichtet und 1822 schon eröffnet. Die weitesten Säle und über ein halbes Hundert der besteingerichteten Zimmer, dazu eine sehr gute und schnelle Bewirtung standen den Einkehrenden zur Verfügung. Unter Sommers ordnenden Händen und verständnisvoller Leitung gestaltete das Gasthaus sich zu einem vortrefflichen, und was nicht wenig dazu hätte beitragen müssen, die Reisenden anzuziehen, das war die in ein wahres Paradies umgewandelte Au und das schattige Buchenwäldchen an der Südspitze der Insel. Und doch! Sommer sah sich in seinen Erwartungen getäuscht. Trotz der

fürstlichen Einrichtung, trotz des Zaubers der Landschaft ging das Unternehmen nicht voran; Gottes Segen mangelte ihm.

Schon im Oktober 1826 versuchte Sommer durch Veranstaltung einer Lotterie Nonnenwerth vorteilhaft an den Mann zu bringen. Nachdem die erforderliche Genehmigung ihm gewährt worden, gab er Lose zu 6²/₃ Taler (20 Mark) aus. Die Ausspielung sollte nach Beendigung der großen Hamburger Stadtlotterie stattfinden. — Jedoch trotz der anfangs günstigen Aussichten kam der Plan Sommers nicht zur Durchführung, es fanden sich zu wenig Interessenten für diese Privat-Ausspielung. Sommer mußte also die Insel behalten, der Besuch nahm immer mehr ab. In den dreißiger Jahren war die Gastwirtschaft aufs äußerste reduziert; „heitere Musensöhne übten in den einstigen Klöstersälen ihre ritterlichen Waffentaten."

Bis zu welchem Grade das Eiland verweltlichte, möge uns eine noch vorliegende Anzeige vom Jahre 1832 veranschaulichen:

„Mit der ergebensten Bekanntmachung der wiedereröffneten Sommerwirtschaft auf der Insel Nonnenwerth verbinde ich zugleich die höfliche Einladung zu einem Tag- und Nachtball auf Pfingst-Montag den 11. d. M. Anfang 3 Uhr.

C. A. Sommer."

Zuweilen auch kehrten berühmte Persönlichkeiten auf der Insel ein. Der Vaterlandssänger Ernst Moritz Arndt lenkte oft seine Schritte zu dem Eiland im Rheine, zu der von „zahllosen Vogelstimmen durchklungenen paradiesischen Au." 1844 spricht er davon in fast schwärmerischen Worten: „Nichts geht an schönen Sommer- und Frühlingstagen über die eigentümlichen Reize einer stillen, dichterischen und schwermütigen Einsamkeit und jene leichtgewobenen Träume einer schwärmenden Phantasie, welche diese Bäume und Büsche und die zu beiden Seiten des Eilandes immer lustig fortmurmelnden Wellen aus der lauschenden Seele hervorspielen." Der berühmte Komponist und Musik-Virtuose Liszt, der im Jahre 1840 zum erstenmal an den Rhein kam, wurde sofort von der Poesie der rheinischen Landschaft so angezogen, daß er drei Sommer hindurch den lieblichsten Punkt derselben, die Insel Nonnenwerth, zum Aufenthalt für Erholung und Arbeit wählte. Hier war es, wo er einige Monate mit der Gräfin d'Agoult und seinem Freunde Telechy weilte und die Besuche zahlreicher Verehrer empfing. Noch heute

erzählt uns die prächtige, weitästige Platane, die sich der Anfahrt gegenüber inmitten grüner Wiesen erhebt, von den oft üppigen Gelagen des Meisters im Reiche der Töne mit seinen Freunden. Der mächtige Baum wurde von ihnen gepflanzt und die Erde, der sie seinen Keim anvertrauten, mit schäumendem Champagner begossen und getränkt.

Eine Zeitlang trug sich Liszt mit dem Gedanken, die Insel käuflich zu erwerben. Hier entstanden seine Lieder nach Gedichten von Göthe, Herwegh und Smets. Von dem letztgenannten priesterlichen Sänger, von dem es in seiner Biographie[1]) heißt: „Doch die Entsagung macht ihn stark und still" und der um jene Zeit auch auf der Insel geweilt, liegt uns ein einfaches, anmutiges Kind seiner Muse vor, welches Liszt in seine melodischen Weisen gekleidet hat:

Abschied von Nonnenwerth.

Umrauscht von grüner Welle,
Da liegt ein Inselland,
Das ist die liebe Stelle,
Die hält mich festgebannt.

Der treuen Liebe Sage
Tönt noch vom Ufer nach,
Und Nachtigallen Klage
Ruft sanfte Wehmut wach.

Wo einst im stillen Kreise
Die Braut des Himmels sang,
Da schwebt noch ernst und leise
Ein heil'ger Orgelklang.

Und unter mächt'gen Bäumen,
An die der Epheu rankt,
Das Herz wie zwischen Träumen
Und Wirklichkeiten schwankt.

O daß mir hier nicht immer
Die Maiensonne lacht,
Und nicht des Mondes Schimmer
Verklärt die Sommernacht!

---

[1]) Dichterst. S. 236. 1902.

Denn ach, die grüne Welle
Trägt mich vom Inselland,
Ade, du liebste Stelle,
Die je mein Herz gekannt.

— — — — — — — — — — — — — —

Um das Bild der Tätigkeit Liszts auf der Rheininsel zu vervollständigen, müssen wir noch hinzufügen, daß es hier war, wo ihm die ersten Anregungen und Entwürfe zu seinen großen Instrumentalwerken wurden. Auf Nonnenwerth entstanden aber auch seine ersten Männerchöre, Schöpfungen von musikal-geschichtlicher Bedeutung, weil sie den Männergesang in neue Bahnen lenkten.

Doch diese vereinzelt auftretenden Zeitperioden, wo die Gastwirtschaft mehr wie gewöhnlich besucht wurde, vermochten nicht den drohenden Ruin aufzuhalten. — Sommer konnte seinen Verpflichtungen gegen die Regierung nicht nachkommen, und diese zedierte am 1. April 1835 ihre sämtlichen noch bestehenden Rechte an die verwitwete Frau Geheimrat von Cordier, geborne von Hertwich, die Hauptgläubigerin des Besitzers, welche nun das Gut an obengenannten Sommer bis zum Jahre 1844 verpachtete, wo ein gewisser Bernhard Klein aus Honnef dasselbe auf sechs Jahre übernahm. Doch die Verhältnisse gestalteten sich so, daß Klein nach zwei Jahren die Gastwirtschaft gegen eine Entschädigung von 500 Taler seitens der Eigentümerin aufgeben mußte.

Frau von Cordier hatte schon seit Jahren mit ihrer Familie, zwei Söhnen und ihrer Tochter Auguste, einige Zeit — gewöhnlich waren es die Herbstferien — auf der Insel zugebracht, und in der herrlichen Natur war es, wo sich besonders bei letzterer, in deren Leben das stille Nonnenwerth so tief eingreifen sollte, das Gefühl für das wahrhaft Schöne entwickelte. Vielleicht legte die göttliche Gnade hier im Herzen des ernstgesinnten, jungen Mädchens den Keim zu ihrem opfer- und entsagungsvollen Berufe, aus dem sich schon bald das Geschick des Eilandes in so gottgefälliger Weise entfalten sollte.



Zweites Kapitel.

Im Jahre 1844 ging eine Ordensschwester, Mutter Ignatia Külpmann, mit dem Gedanken um, auf Nonnenwerth ein Hospital zu errichten. Sie kam aus dem Kloster der Elisabetherinnen oder Cellitinnen in Köln, wo es zu dieser Zeit, wie in so manchen Ordenshäusern, arge Zerwürfnisse gab.

Frau von Cordier hatte, so weit sie es vermochte, gesucht, die Insel in möglichst gutem Zustande zu erhalten; dennoch war die Besitzung durch die schlechte Wirtschaft herabgekommen. Im folgenden Winter 1845 zerstörte der schreckliche Eisgang die kostspieligen Uferbauten der Besitzerin. Zur gleichen Zeit, wo Mutter Ignatia mit Frau von Cordier wegen des Ankaufs der Insel in Verbindung trat, wurde letzterer von anderer Seite ein vorteilhaftes Anerbieten gemacht. Sie konnte das Eiland gegen bare Bezahlung zu einer hohen Summe verkaufen. Doch die edle Frau zog aus religiösen Gründen das Ungewisse vor, und mit Hintansetzung aller materiellen Interessen überließ sie Mutter Ignatia die Insel für den Kaufpreis von 29000 Taler.

Schon bald hielt die neue Besitzerin mit drei Aspirantinnen ihren Einzug, und ehe die staatliche Konzession zur festen Begründung des beabsichtigten Institutes eingetroffen war, begann sie damit, Kranke und Pensionäre aufzunehmen, um damit den kostspieligen Anfang der Sache zu decken. Von Tag zu Tag hoffte sie auf das Eintreffen der Genehmigung, aber vergebens.

Das zukünftige Geschick der Insel wurde neuerdings mit dem Schleier der Ungewißheit umzogen. Als im Jahre 1846 Frau von Cordier wieder zur Erholung nach Nonnenwerth gekommen war, erkrankte diese plötzlich an einem gastrischen Fieber, welches ihren Tod zur Folge hatte. Sterbend drückte die hochgesinnte Frau

ihren Kindern den Wunsch aus, daß die Insel, wenn immer möglich, ihrer geweihten Bestimmung zurückgegeben werden möchte.

Aber fast schien es, als liege die Erfüllung ihres Herzenswunsches nicht im Plane der göttlichen Vorsehung.

Mutter Ignatia hatte zwar von verschiedenen adeligen Familien Rheinlands und Westfalens die Zusage erhalten, daß die Kaufsumme für das zu gründende Kloster entrichtet werde, sobald die Genehmigung erfolgt und die Sache gesichert sei. Doch die geprüfte Ordensfrau wurde lange von der Regierung mit leeren Versprechungen hingehalten, bis sich endlich der Grund dieser Handlungsweise aufklärte. Die Regierung selbst beabsichtigte, das schöne Eiland wieder durch Kauf an sich zu bringen, um dort eine Diakonissenanstalt zu gründen.

Mutter Ignatia drohte damals ihrer schweren Bürde fast zu unterliegen; sie war oft krank und sehr niedergeschlagen, sie mußte Schulden machen, und durch die Verhältnisse wurden ihr eine Menge Sorgen und Unannehmlichkeiten auferlegt. Da war es für sie keine kleine Versuchung, als ihr von der Regierung 40 000 Taler bar geboten wurden. Sie konnte also ihre Schuld sofort abtragen, behielt außerdem noch ein bedeutendes Kapital von 11 000 Talern in Händen, das gewiß hinreichte, eine andere Gründung zu unternehmen, wozu man ihr die Konzession ohne Zögern bewilligen wollte.

Mutter Ignatia kämpfte einen harten Kampf mit sich selber; doch es stand fest bei ihr: Nonnenwerth um jeden Preis seiner religiösen Bestimmung zu erhalten.

Um diese Zeit weilte Auguste von Cordier im Kloster zu Dorsten, von wo sie zu Anfang des Jahres 1848 zurückkehrte. Sie hatte in dem dortigen Ursulinenkloster etwa ein halbes Jahr ausgeholfen, da der Lehrkräfte zu wenige waren. Nur ungern war sie hingegangen, hatte sich erst auf wiederholte dringende Bitte dazu entschlossen; mit Begeisterung für die erziehliche Tätigkeit kehrte sie zurück. Mit großer Spannung hatte sie stets die Angelegenheit der Mutter Ignatia verfolgt, und es betrübte sie nicht wenig, als sie dieselbe in ihrer drückenden Lage traf. Augustens große Seele hegte auch keinen innigeren Wunsch, als die herrliche Rheininsel wieder als eine Stätte des Gebetes und der Liebe zu sehen. Wie gerne hätte sie der Bitte des sterbenden Mutterherzens Erfüllung verschafft; aber in ihrer Lage vermochte sie nicht viel zu

tun. Daß Auguste damals schon die Insel übernehmen sollte, daran war kein Gedanke, weil die Vermögensverhältnisse mit ihren Geschwistern noch nicht geordnet waren, und die Sache vielleicht dadurch in ein neues Labyrinth geraten wäre.

Doch Gott sorgte schon. Auguste stand zu den Töchtern des Freiherrn von Proff-Irnich, der sich 1844 auf einem Gute bei Honnef angekauft hatte, in naher Beziehung; besonders war es Anna, die älteste, die heute noch als 85jährige Greisin unter den Lebenden weilt, in der sie eine gleichgesinnte Freundin gefunden. Durch Vermittelung der Mutter Ignatia hatten beide sich kennen gelernt, als Anna erstere, die in ihrem elterlichen Hause terminiert hatte, auf Nonnenwerth besuchte. An jenem Tage nun, wo Mutter Ignatia den Regierungsrat, der als Unterhändler von Berlin gekommen, ohne ihre Zusage entlassen hatte, betete die Ordensfrau lange und innig vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes.

Hören wir die eigenen Worte des Fräulein von Proff:

Mutter Ignatia kam, nachdem sie lange gebetet, zu mir, teilte mir alles mit und sagte:

„Ich kann die Insel nicht mehr halten, da ich tief in Schulden stecke und man gleichsam einen Strick um meinen Hals legt. Sie, liebes Fräulein, müssen die Sache übernehmen und als Privatperson die Insel kaufen. Nur auf diese Weise wird Nonnenwerth unserer heiligen Kirche für spätere Zeiten erhalten!"

„Was in mir vorging, was ich gelitten und gekämpft habe, das weiß Gott allein! Aber der Herr brauchte Gewalt, um mich zu bestimmen, Er zeigte mir klar, was ich tun sollte, ich mußte die Insel käuflich erwerben."

Auguste von Cordier stand sogleich für ein Drittel der Kaufsumme mit ihrem Anteil an der Schuldforderung ein. Von mancher Seite wurden Fräulein von Proff und Auguste von Cordier ermutigt zu ihrem edlen Unternehmen, welches zunächst darauf hinzielte, das Besitztum gegen jede Verwendung zu anderweitigen Zwecken sicherzustellen.

Luise Hensel, die auch mit den beiden Damen in Freundschaft verbunden war, schrieb ihnen von Köln aus einen feurigen Brief, worin sie dieselben beschwor, *die Perle des Rheines* doch nicht auszuliefern.

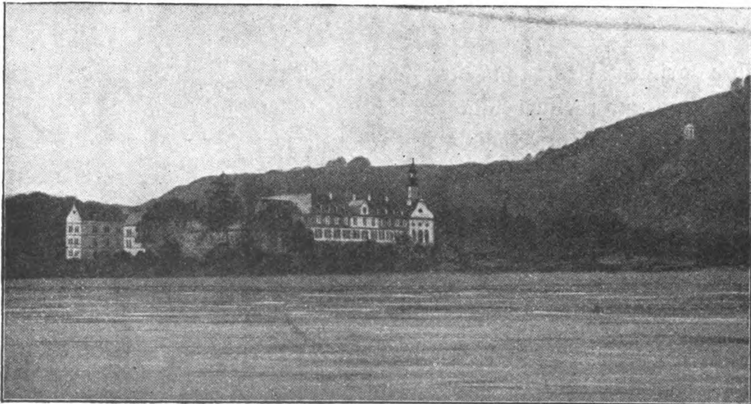
Anna von Proff übernahm also die Insel; Mutter Ignatia

zog mit ihrer kleinen Gemeinde nach Linz, wo sie das kleine, arme Servitessenklösterchen erwarb und zu einer neuen Gründung die Vorbereitungen traf. Sie fühlte sich so glücklich, nachdem sie aus den endlosen Wirren auf Nonnenwerth erlöst war.

„Es war,“ schreibt Anna von Proff, „im Frühling 1848, als ich nach der Insel kam, deren Eigentümerin ich geworden war. Acht Tage später brach die Revolution aus, welche an so vielen Orten gezündet und ihren Lauf durch ganz Europa genommen hat. Niemand war bei mir außer einige Dienstleute, welche das Land bebauen und die notwendigsten Arbeiten verrichten mußten. Ich hatte kein Geld, durfte auch keines von Hause erwarten, da die Meinen außer sich waren über ein solches Unternehmen in einer solchen Zeit. Und nicht mit Unrecht, denn es sah am politischen Horizont furchtbar aus; alles schien zu schwanken und aus den Fugen zu gehen. Doch Gott sei Dank! Das feste Vertrauen auf seine liebreiche Vorsehung hielt mich aufrecht; eine fromme Bürgersfrau aus Honnef lieh mir das erste Geld. Vier Monate blieb ich ganz allein, nur Emil von Cordier, Augustens Bruder, wohnte mit seinem Bedienten an der einen Seite des großen Gebäudes. Es war damals noch entsetzlich unwohnlich darin: der obere Stock, nicht ausgebaut, bildete einen ungeheueren Speicher über das ganze Haus; Türen und Fenster überall im Unstand; die Scheiben zerbrochen. Wenn der Wind ging, rauschte und klirrte es überall; Eulen hausten an verschiedenen Stellen der öden Räume; wohin man sah, Staub und Schmutz. Und was das Härteste war: die Kapelle war verwaist, verödet und ohne Priester . . Da kam Auguste von Cordier zu mir mit ihrer Freundin Amalie von Faber, welch letztere ihr von Gott bei diesem Werke für die spätere Zeit zur Hilfe und Stütze bestimmt war. Noch eine dritte Persönlichkeit bot sich mir freiwillig zur Hilfe an, ein gutes Fräulein aus Linz, welches uns den kleinen Haushalt führte.“

Nach und nach legten sich die aufgeregten Wogen der Zeit, und die einsamen Damen auf der Rheininsel konnten wieder daran denken, dieselbe für einen kirchlichen Zweck zu verwenden.





Hauptansicht des Klosters Nonnenwerth.

Drittes Kapitel.

Es war längst die Lieblingsidee von Fräulein von Cordier geworden, auf dem Eiland eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen auf klösterlicher Grundlage einzurichten. Ihre Überzeugung war es, daß das herrliche Fleckchen Erde sich für einen solchen Zweck noch weit mehr eigne als zu einem Hospital. Mußte nicht die wundervolle, romantische Lage am vielbesuchten Rheinstrom, die ungezählten Naturschönheiten auf die jugendlichen Zöglinge tiefen Eindruck machen, auf ihre Gemüts- und Herzensbildung vorteilhaft wirken? Und dazu kam die würzige, frische Rheinluft, die, in vollen Zügen eingesogen, die leiblichen Kräfte nicht nur entwickelt und vermehrt, sondern sie auch dort, wo sie versiegen wollen, zu neuem Leben zu erwecken vermag.

Auguste von Cordier mit Anna von Proff reisten nun zunächst nach Trier, um die oberhirtliche Genehmigung des Bischofs Wilhelm Arnoldi für ihr Vorhaben einzuholen. Bischof Arnoldi sowie sein Weihbischof zeigten sich der Sache sehr geneigt, und so begann man gleich mit den nötigen Vorbereitungen. Auguste mußte zunächst noch verschiedene Reisen unternehmen, ehe sie zur Insel kam. Als sie letztere wieder betrat — Sommer 1848 — bot sich ihr ein trauriges Bild. Die Zerstörung und Unordnung, die in jener Zeit so viele Gemüter beherrschte, schien ihren Widerschein auf das sonst so friedliche Eiland geworfen zu haben. Die Hollunderbüsche streckten

ihre grünen Arme zu den Fenstern herein, und wo sonst die schönsten und edelsten Pflanzen geblüht, erhob sich nun das Unkraut zu einer unmäßigen Höhe. Ausgehauen war der schöne Busch von seltenen Holzarten hinter dem Hause und in Asche verwandelt, und das an die frühere Schönheit gewohnte Auge sah traurig auf die sich hier ausbreitende Kartoffelstaude. Eine weniger mutige Seele hätte den Mut verloren; doch Augustens Geduld und Ausdauer wußte alles zu überwinden. Die vereinte Mithilfe mehrerer Gleichgesinnten, denen ebenfalls keine Mühe zu groß, keine Arbeit zu gering und schwer war, unterstützte sie, und der Segen Gottes war mit ihnen.

Kaum hatte Auguste den Gedanken ausgesprochen, in Nonnenwerth eine Erziehungsanstalt für Kinder zu gründen, als ihr auch schon Kinder zu diesem Zwecke anvertraut wurden. Den Namen des ersten Kindes wollen wir nicht übergehen; es war Dora Keller aus Dorsten, gegen welche sie eine wahrhaft mütterliche Liebe betätigte. Bald folgten andere Zöglinge, und nicht lange dauerte es, so fand sie sich von einer Schar von Schülerinnen umgeben.

Die kleine Anstalt hatte in ihren Anfängen den Charakter eines „weltlichen Klosters". Die frommen Erzieherinnen teilten ihre Zeit zwischen Arbeit, Gebet und Lesung; hinsichtlich letzterer war man besonders den Schriften des heiligen Bernard zugetan. Dem Kreise der Erzieherinnen hatte sich auch Luise Hensel beigesellt, die schon seit längerer Zeit mit Auguste von Cordier in lebhafter Verbindung gestanden und sich nun an der Gründung der Anstalt zu beteiligen wünschte. Auch Fräulein Pauline von Mallinkrodt aus Paderborn wollte als Lehrerin an der neuen Erziehungsanstalt mitwirken; doch Gott hatte ihr eine andere Aufgabe zugedacht. Auf Wunsch ihres Diözesanbischofs mußte sie die Leitung der kürzlich ins Leben getretenen Privatblindenanstalt und Kleinkinderbewahrschule zu Paderborn übernehmen, ein Werk der christlichen Nächstenliebe, das sie nun durch Stiftung einer religiösen Genossenschaft, der Schwestern der christlichen Liebe, befestigen sollte.

So war also der Keim gelegt, das Institut gegründet. Das ehemalige Kloster war wieder zum Weinberg des Herrn geworden, in dem fromme Seelen sich der Erziehung seiner Lieblinge widmeten. Unterricht und Erziehung waren den damaligen bescheidenen Anforderungen entsprechend. Religion, Deutsch, Französisch, die ver-

schiedenen Realien, auf Wunsch der Eltern auch Englisch, Musik, Zeichnen und Malen, wofür Fräulein von Cordier besondere Begabung zeigte, bildeten das Programm des Unterrichtes, während die Erziehung die echt christliche Bildung des Herzens anstrebte. Die frommen Damen schätzten sich glücklich; doch Auguste von Cordier hatte das Ziel, welches ihr vorschwebte, noch nicht erreicht. Sie erkannte stets klarer, daß am besten und dauernd für das Aufblühen der Anstalt gesorgt werden könne, wenn die Erziehung in den Händen einer klösterlichen Genossenschaft ruhte. Sie willigte deshalb gern in den Rat des hochwürdigsten Weihbischofs Braun, Schwestern der heiligen Ursula (Ursulinerinnen) und zwar aus Würzburg zu holen. In dem Kloster zu Dorsten war Auguste freilich bekannt; doch von dort konnten keine Kräfte abgetreten werden, da ihrer nur so wenige waren. Der hochwürdige Herr hatte selbst schon in Würzburg die vorbereitenden Schritte getan.

So reiste denn Fräulein von Cordier an einem Maimorgen 1850 mit einer älteren Begleiterin von der Insel ab, und nach einer überaus schönen Fahrt lief der Wagen um die Mitternachtsstunde in Würzburg ein. Am folgenden Tage, es war ein Sonntag, wurden sie vom hochwürdigen Herrn Bischof Stahl aufs huldreichste in seinem Palaste empfangen. Er bestimmte eine Zusammenkunft im Kloster der Ursulinen, und zwar an demselben Nachmittag. Pünktlich fanden alle sich ein, und es war ein feierlicher Anblick, als die Ordensschwestern in den Kapitelsaal einzogen und sich in zwei Reihen aufstellten. Der hochwürdige Herr trug ihnen den Zweck der Sendung vor und drückte seinen Wunsch aus, daß demselben entsprochen würde. Es folgte noch manche Besprechung mit dem Direktor des Klosters, dem Domherrn Flatz, bis Fräulein von Cordier beruhigt über die Zukunft abreisen konnte.

Am Morgen des 8. Mai konnte sie die Heimreise mit ihren Gefährtinnen — eine hatte sich unterwegs ihnen angeschlossen — antreten, und mit innigem Danke gegen Gott erfüllt, langte sie am 10. Mai auf der schönen Insel an, die nun bald wieder ein Ordenshaus, ein Zelt des Herrn besitzen sollte.

Bald nachdem Fräulein von Cordier nach Nonnenwerth zurückgekehrt war — es war um die Pfingstzeit — hielt P. Stöger, der berühmte Verfasser der „Himmelskrone", den frommen Inselbewohnerinnen geistliche Übungen, zu denen sich auch viele auswärtige

Damen eingefunden hatten. Die göttliche Gnade klopfte in dieser gesegneten Zeit an viele Herzen; der größte Teil der anwesenden Damen folgte dem Rufe des Herrn und nahm den Schleier. Eine der Beteiligten, Fräulein Amalie von Faber, jene bereits erwähnte Freundin von Fräulein von Cordier, hat uns einen besonders ergreifenden Moment aus dieser Retraite aufbewahrt.

Ehe der fromme Pater begann, richtete er den Ruf des großen, heiligen Bernhard an seine kleine, auserwählte Schar: „Bernhard, wozu bist du gekommen?"

In diesem Augenblicke ward es fast nächtlich dunkel; ein langer, dröhnender Donnerschlag rollte über das Haus dahin, das in seinen Grundfesten erbebte; das Herz erzitterte, und unwillkürlich frug man sich: „War das Gottes Stimme?"

Ja, sie war es. Er, der einst auf Sinai im Donner die Gesetze mit den Pfeilen des Blitzes schrieb, hatte auch dieser Schar den Weg bezeichnet. Glücklich Jene, die sogleich seiner Stimme folgten!

Die Exerzitien gingen zu Ende, und mit dem Golde der Gnade war nun jede Seele geschmückt. Der fromme Pater sprach zum Abschied:

„Ich habe heute, als ich den Herrn in meinen unwürdigen Händen hielt, für Sie alle gebetet und Sie in das heilige Blut eingetaucht, besonders aber zwei von Ihnen: jene, welche der Gnade und des Beistandes Gottes am meisten bedarf, für die der Kampf am schwersten ist, und jene, welche den festesten Entschluß hat, auszuharren! Wir wissen es, wer diese letzte war und ist.."

So Amalie von Faber über ihre Freundin Auguste. Leider verhüllt ihre Bescheidenheit uns den regen Anteil, den sie selbst an der weiteren Entwicklung der Anstalt nahm; wir wissen nur noch, daß sie 1856 selbst in die religiöse Genossenschaft eintrat, im Juni 1857 die heiligen Gelübde ablegte und ihr ganzes Vermögen dem Kloster vermachte. Bis zum Jahre 1879 wirkte sie daselbst als Erzieherin, und heute noch lebt in manchen Herzen die Erinnerung an ihre hervorragende, geistige Bildung und tiefe Frömmigkeit.

Für Nonnenwerth beginnt nach jener Retraite, in der Auguste von Cordier ihr Ziel erkannt, selbst als Ordensfrau Gott die ihr anvertrauten Kinder zuzuführen, ein neuer Zeitabschnitt.



Umgebung der Insel Nonnenwerth.

Viertes Kapitel.

In Nonnenwerth rüstete man sich zum Empfange der erwarteten Klosterfrauen. Dieselben benachrichtigten Fräulein von Cordier, daß sie am 16. Juni eintreffen würden; eine Strecke oberhalb der Insel wurden sie aufs freundlichste von ihr empfangen und eingeführt. Gerne hätte man auf der Insel das Glöcklein geläutet als Ausdruck der Freude, daß nun wieder eine geistliche Frau die Oberherrschaft auf Liebfrauenwerth übernehme; doch Herr Pastor Günther, der schon seit Ende Oktober 1849 vom hochwürdigen Herrn Bischof zum Hausgeistlichen hier ernannt worden, hielt es nicht für angemessen.

Wie einfach waren die ehrwürdigen Frauen angekommen! Leider nicht in ihrem Ordenskleide, da ihre Regel ihnen nicht erlaubte, in solchem zu reisen; aber in dem Gewande, das allein der Ordensfrau die wahre Würde und Weihe gibt, in Demut und religiöser Bescheidenheit. Herr Domkapitular Dr. Flatz aus Würzburg, ein wohlwollender, durch echte Bildung ausgezeichneter Herr, der sie begleitete, hatte eben die Räumlichkeiten des nun zu einem höherem Zwecke bestimmten Hauses in Augenschein genommen und sich dessen erfreut, als auch Herr Direktor Kremer de Weldige aus Dorsten eintraf, mit welchem eine Einigung bezüglich des dortigen Klosters und jenes von Würzburg stattfinden sollte. Hoffte man

ja, später für Nonnenwerth auch von Dorsten Verstärkung zuzuziehen. Kaum war man zur Beratung versammelt, als sich auch mancherlei Schwierigkeiten herausstellten; denn das eine Haus befolgte die Statuten der Kongregation von Bordeaux, das andere die von Paris. Keines konnte davon abweichen, und Würzburg zeigte sich schon bereit, dem hier sich mehr heimisch fühlenden Dorsten das Feld zu räumen. Da erschien wie von Gott gesandt in der Morgenfrühe des 18. Juni Weihbischof Braun.

Nachdem er sich mit den beiden Direktoren beraten, entschied er, daß Würzburg bleibe und man allmählich die Statuten der Würzburger mit den Zwecken des hiesigen Hauses in Einklang bringen solle.

Die von Würzburg herübergekommenen Schwestern — es war Mère Ursula als Oberin und Mère Agnes als ihre Assistentin — arbeiteten mit allem Eifer an der Erreichung ihres Zieles; aber die Sache wollte, trotzdem alle vom besten Willen beseelt waren, nicht recht vorangehen. Es war eine Zeit großer Unruhe, immer Mühen und Sorgen für Fräulein von Cordier sowohl, wie für die guten Klosterfrauen. Auch nach außen hin gestalteten sich die Verhältnisse keineswegs ermutigend; manche der bisher oft so hilfreichen Seelen hatten verschiedener Hindernisse wegen sich entfernt. Sie hatten keinen Beruf für das Kloster und durften einer bischöflichen Bestimmung zufolge, nicht länger auf der Insel weilen. Unter diesen befand sich auch Luise Hensel.

Indessen waren immer mehr Kinder der beginnenden Anstalt anvertraut worden. Unterricht und Erziehung derselben, sowie die Führung des Haushaltes nahm einen Teil des Tages in Anspruch, während die übrige Zeit für Gebet, Betrachtung, Besprechung und Einführung der Statuten bestimmt war. Die eigentliche Gründung des Ursulinen-Konventes auf der Insel fand im November des Jahres 1850 statt.

Fräulein von Cordier war die erste, die ins Noviziat eintrat, und am 8. Dezember, dem Feste der Unbefleckten Empfängnis, erhielt sie den Schleier der Bräute Christi und den schönen, ihr entsprechenden Namen Angela.[1])

---

[1]) Die Einzelheiten dieses Tages, der in der Geschichte Nonnenwerths wie ein Stern erglänzt, behalten wir uns vor für eine spätere Lebensskizze, die auch die Briefe der vortrefflichen Frau wenigstens teilweise bringen wird. Ihre schon mehrerwähnte Freundin Amalie von

Da Mère Ursula und ihre Assistentin oft recht leidend waren, lag die Heranbildung und Leitung der Kinder fast ausschließlich auf Schwester Angela, der man ausnahmsweise sogleich den Titel Mater gegeben hatte. Mutter Angela unterzog sich ihrer Aufgabe mit einer Selbstlosigkeit und Liebe sondergleichen.

Der Winter des Jahres 1850 war auf diese Weise unter mancherlei Mühen verstrichen; aber auch der beginnende Frühling wollte der kranken Oberin keine Besserung bringen, und gegen Mitte April mußte sie nach Würzburg zurückreisen. Im November trat Mère Agnes an ihre Stelle. Sie arbeitete sich mit der kleinen Klostergemeinde Mater Klementine, Mater Ursula, die nach und nach eingekleidet worden waren, nach Kräften voran, obschon sie von außen wenig Teilnahme genoß, im Gegenteil von den sogenannten Wohlwollenden in Wort und Tat ihr Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Wie sehr wurde dadurch die Geduld von Mater Angela, die nun wieder zum Kinde geworden und nur im Gehorsam handeln konnte, geübt.

Ein anderes erhebliches Hindernis am äußeren Wachstume lag darin, daß Mère Agnes den Verhältnissen am Rheine gänzlich fremd und deshalb in der Aufnahme der sich Meldenden allzu ängstlich war. Sonst würde sie gewiß nicht eine ausgezeichnete Dame, Freifräulein von Laroche, die bei dem geistlichen Rat Molitor konvertierte und von ihm zur Aufnahme empfohlen war, deren Charakter und Verhältnisse Mutter Angela genau kannte, zurückgewiesen haben oder ihr, einer noch jungen Konvertitin, nicht so entmutigend entgegengetreten sein, bloß, weil ihr deren Familienverhältnisse unbekannt waren.

Mutter Angela sah die Abgewiesene nur mit tiefem Schmerz scheiden. Welch' ausgezeichnete Kraft ihr damit verloren ging, ersehen wir daraus, daß der Bischof von Mainz Fräulein von Laroche zu sich bat, sie mit seinem Plane, eine Kongregation zum Unterrichte und zur Krankenpflege einzuführen, bekanntmachte und sie einlud, dazu ein Noviziat im betreffenden Mutterhause in Frankreich zu machen. Sie tat es und wurde bald nach ihrer

---

Faber, später Schwester Hildegardis, hat das Verdienst, uns diese kostbaren Dokumente erhalten zu haben, die auf klassische Schönheit und Vollendung Anspruch erheben können, und zudem nach Vollkommenheit strebenden Seelen vielfache Anregung gewähren.

Rückkunft an die Spitze des kaum erstandenen Klosters gestellt, und als hier alles blühte, zu einer neuen Gründung weitergesandt.[1])

Doch ohne Zweifel dienten diese nach menschlichen Ermessen widrigen Zwischenfälle dazu, in Mutter Angelas Herzen das Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu vermehren und alles von ihr, nichts von sich zu erwarten.

Ehe wir weiter gehen, sei es uns vergönnt, eine Weile bei einem lieblichen Tage stille zu stehen, der uns einen Einblick in den Geist der jungen Anstalt gewährt, wo bei dem Ernst des Studiums dem Frohsinn der kindlichen Herzen in vollem Maße Rechnung getragen wurde: wir meinen den ersten Namenstag von Mutter Angela.

— — — — — — — — — — — — —

Der Monat Mai hatte wieder auf Nonnenwerth all seine Reize entfaltet, und der letzte Tag desselben sollte seine Krone und die Freude des ganzen Hauses sein; denn es war das schöne Fest der heiligen Angela.

Lassen wir nun Amalie von Faber sprechen:

Die Kinder hatten sich mit Blumen und Liedern versammelt, ihr, die zum ersten Male ihren Namenstag feierte, ihre Glückwünsche zu bringen. Ein kleiner, niedlicher Herold, dessen Kehle an mildem Klang manches Instrument übertraf, trat hervor, öffnete nach einigen kühnen Hornstößen seine Brieftasche und brachte die Beweise der Liebe, die in manchen langen, selbstverfaßten Briefen niedergelegt waren, hervor. Dem folgten Gedichte zur Verherrlichung der heiligen Angela, und endlich tönte in der Kirche — zur kaum vollendeten Orgel aus den zartesten Kehlchen das zu diesem Feste und im Geiste der Gründung verfaßte Lied:

„St. Angela, o neige
Auf dieses Eiland Dich,
Das sich zu Deinem Reiche
Erhoben jugendlich.

---

[1]) Trotz dieser gesegneten Wirksamkeit blieb ihr Nonnenwerth immer teuer, um so mehr, nachdem es ein Kind ihres Lieblingsheiligen und Patrons des heiligen Franziskus geworden war; ja, sie rief es einmal unter Tränen: „Nie, nie werde ich Nonnenwerth, nie Mutter Angela vergessen!"

Hier soll Dein Geist regieren
Dein demutsvoller Sinn
Er soll uns alle führen,
Du edle Kämpferin.

Es soll uns alle leiten
Des Kreuzes Siegspanier:
Zum Kämpfen und zum Streiten
Geschаret, steh'n wir hier.

Was gegen Deine Ehre
Sich zeiget allzumal,
Das töte unsre Wehre,
Der Gottesliebe Stahl.

O Angela, erteile
Uns Deinen Segen traut,
O weile hier, o weile,
Du reine Gottesbraut.

O zeige uns zu leiden,
Wie unsre Mutter litt,
O zeige uns zu streiten,
Wie einst Maria stritt.

O zeige uns zu dulden,
Wie jene Dulderin;
Zu tragen aller Schulden
Mit gottergeb'nem Sinn.

O zeige uns zu leben,
Wie sie es Dir getan,
O wolle uns umschweben,
Uns heben himmelan.

Gar lieblich war es anzusehen, als der Mittag alles auf der Wiese unter dem so reichlich spendenden Kirschbaum bei kleinen Erfrischungen versammelt sah. Die Kinder lagerten sich in das duftende Gras, und Mutter Angela, noch Novizin, leuchtete wie das Abbild eines Schutzengels unter ihnen und den übrigen Anwesenden hervor. Zum Schlusse kam das Lied zum Vortrag:

Den Töchtern der heiligen Angela auf Nonnenwerth:

Heil allen, die folgen
Der Fahne, der hehren,
Dem glänzenden Stern,
Der Mutter des Herrn,
Sie grüßen wir gern!

Heil all Deinen Töchtern
Den demuterprobten,
Die Liebe gelobten
Und Treue dem Herrn,
Sie grüßen wir gern!

Vor allem der Edlen,
Der Mutter des Hauses,
Die Mutter uns all,
Der Tochter des Herrn,
Sie grüßen wir gern!

Und auch ihr Geliebten,
Von ihr uns erkoren
Zu Führern durchs Leben,
Nie seiet uns fern,
Wir grüßen Euch gern.

Heil Ihr, der gegeben
St. Angelas Namen,
Sie möge erstreben,
Den herrlichsten Stern,
Die Liebe des Herrn.

— — — — — — — — — — — — —

Doch kehren wir wieder zu Ernsterem zurück.

Die Zahl der Kinder hatte sich vermehrt, und alle fühlten sich sehr glücklich; allein wie schon gesagt, das Kloster wollte nicht recht wurzeln und zunehmen. Mutter Angela sah sich in manchen Hoffnungen, manchen Erwartungen getäuscht, und es wurde ihr stets klarer, daß in dieser Weise und mit diesen Statuten die ursprüngliche Bestimmung des Hauses sich nicht vereine. Nach längerem Kampfe und vielem inständigen Gebete erkannte sie es als ihre Pflicht, diese Erkenntnis ihrer Oberin, sowie dem hoch-

würdigsten Herrn Bischof Arnoldi mitzuteilen und ihn um eine Änderung zu bitten, die jetzt noch möglich war. Sie brachte ihm die Gründung eines Frauenklosters vom heiligen Franziskus in Vorschlag, und Gott der Herr zeigte deutlich, daß dies im Plane seiner Vorsehung lag, indem er das Herz des bischöflichen Oberhirten dafür bestimmte.

Mutter Angela erklärte also feierlich ihren Austritt aus dem Ursulinenorden und erlangte infolgedessen ihre von Trier und Würzburg erbetene Entlassung aus ihrer Mission.

Das Kloster in Würzburg erhielt im Oktober 1851 seine geliebte Tochter und Schwester Mère Agnes, zurück und Mutter Angela mußte mit Gottes Hilfe aufs neue beginnen.





Fünftes Kapitel.

Ein Brief, den Mutter Angela in jener Zeit des Kampfes, die ihrer klaren Erkenntnis des göttlichen Willens voraufging, an eine ihrer Freudinnen, Fräulein Franziska Helff, schrieb, ist so schön und von solchem Interesse, daß wir uns nicht versagen können, ihn aus der Briefsammlung herauszugreifen und hier einzufügen. Das genannte Fräulein hatte durch materielle Unterstützung auch in der selbstlosesten Weise dazu beigetragen, daß die Insel nicht in Hände fiel, die dieselbe für weltliche Zwecke verwendet hätten; sie hatte einen Anteil an der Kaufsumme bereitwilligst zur Verfügung gestellt.

Meine geliebte Franziska!

Neige mir nun einmal nicht nur Dein Ohr, sondern auch ohne Vorurteil Dein Herz, weil ich Dir inbetreff unserer etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Wir haben für dieses Haus viele Opfer gebracht in der Hoffnung, etwas recht Tüchtiges hier für Gott und den Nächsten zu gründen. Etwas ist da, aber es ist nicht ganz das, was ich beabsichtigte. Ebensowenig wird es ganz Dich, noch die übrigen Opferwilligen befriedigen. Meine Hoffnungen, daß wir unsere Zwecke auf dem einmal eingeschlagenen Wege erreichen, sind geschwunden. Ich ging bisher nicht den Weg meiner Neigungen, sondern den des Gehorsams und der Überlegung. Alle Voraussetzungen, unter welchen ich mich dem Orden der Ursulinen hingab und denselben hierher berief, sind nicht eingetroffen und nicht gehalten worden. Keine Persönlichkeit trägt hiervon die leiseste Schuld. Es waren die Verhängnisse, die Gott zugelassen. Ich zählte auf einen tüchtigen, erfahrenen Direktor, der die meiste Zeit hier bei uns sein wollte, ich zählte auf die Glieder, die ein blühendes Schwesternkloster (Dorsten)

uns senden wollte; ich lernte den Orden daselbst unter einer anderen, freieren Form kennen; ich hatte die Versicherung der höchsten Behörden, daß sich derselbe, um die Zwecke zu erreichen, die hier und für uns die passendsten wären, leicht umgestalten ließe; ich hoffte auf den Beitritt der zum Ordensleben Berufenen unserer Gegend — auf die fernere Teilnahme der bisherigen Wohltäter. Dies ist alles wie von einem Hauche Gottes umgestoßen, ohne daß irgend eine einzige Seele es verschuldet hätte (als vielleicht die meinige wegen ihrer Sündhaftigkeit), denn sie handelten alle nach bester Überzeugung. — So fortgehend, sehe ich der Vernunft nach nur zwei Auswege — wir reiben uns auf und befriedigen die Forderungen der Eltern doch nicht —, oder wir werden ein völliges Filial Würzburgs, unsere Kräfte daher nehmend, was ich auch nicht wünschen kann.

Im Vertrauen auf Gott würde ich dennoch weiter so fortgeschritten sein mit gutem Mute wie bisher, hätte sich meinem Auge durch die Mitteilung der . . . . nicht etwas anderes gezeigt, ein anderer Orden, der meinem Berufe bei weitem mehr entspricht und auch im Äußern uns eine viel sicherere und wirksamere Stellung zuzusichern scheint — es ist der dritte Orden des heiligen Franziskus – aber nicht als weltliche, als geistliche Tertiarier. Diese stehen im Herzen der Kirche einem herrlichen Orden einverleibt und haben, was ihre Wirksamkeit betrifft, ganz freie Hände. Liebe und Armut sind die Grundpfeiler ihres Tuns, ob sie nun die Kranken pflegen, arme oder reiche Kinder erziehen; eine jede Arbeit ist ihnen recht, der sie sich mit der größten Anspruchslosigkeit unterziehen. Hier ist also das geistige Vermächtnis einer unendlichen Reihe heiliger Vorfahren zu finden, ohne den Wust von Gebräuchen, Formen und Zeremonien, der in anderen ehrwürdigen Orden den Nachkommen vermacht wird und von diesen mit heiliger Scheu bewahrt wird und — gar oft zum Kloster-Mechanismus herabsinkt . . .

Am Himmelfahrtstage kam der Guardian von Hardenberg — dem Rufe nach ein ausgezeichneter Mann — in unser Haus. Ich habe ihm alles vorgelegt. Durch die Unterredung mit ihm und eine darauf gehaltene neuntägige Andacht bekam ich innerliche Ruhe und der Entschluß reifte, das Beste für unser Haus zu tun, jetzt, da es noch Zeit ist.

Nachdem ich es der Frau Oberin erklärt, machte ich auch meinen Bericht an den Weihbischof und harre nun seiner Antwort. Alles Fernere will ich Dir mitteilen; geschieht es — so stehen wir gänzlich unter geistlicher Leitung der Franziskaner und haben nie mehr so große Not um geistliche Führung; die weltlichen Tertiarier können sich uns anschließen, auch für sie ist unser Haus. Retraiten können alle Monate gehalten werden, und mitwirkende Kräfte haben sich schon viele angeboten. Mittel an Geld wird der Herr schon herbeischaffen, wenn es Sein heiliger Wille ist. Auch ist die Aussicht, arme Kinder ins Haus zu nehmen, uns dadurch viel näher gerückt, sowie die Möglichkeit, auch das Institut auf einen gediegenen Fuß zu setzen.

Weißt Du, meine geliebte Franziska, nicht, was Du dazu sagen sollst, dann gehe in Euer Franziskanerkirchlein, frage den lieben heiligen Franziskus oder den heiligen Antonius, sie sagen Dir vielleicht noch mehr, sie sagen Dir vielleicht: „Geh, hilf ihnen . . .“ Verzeih mir diese Abschweifung; ich denke wirklich weniger an mich und unser Haus, als an Deine Gaben und Talente und Kenntnisse, die noch reichlicher wie jetzt zinsbar gemacht werden könnten zur Ehre Gottes. Doch spricht sich in den Verhältnissen des Lebens, wenn sie nicht abzuändern sind, gewiß Gottes Wille aus.

Nun hab' ich's vom Herzen und Du weißt, was ich erst gestern der . . . . mitteilte, die keine Ahnuug davon hatte; denn weder in ihr noch in mir duldete ich eine aufkeimende Unzufriedenheit und wurden alle wie die Hydras-Köpfe Gott aufgeopfert, so lange ich nämlich glaubte, es sei Gottes Wille, daß wir so gingen . . . . .

Nach einigen Mitteilungen über die dem Institut anvertrauten Kindern schließt der Brief mit der Bitte um Gebet. — —

Das von der Mutter Angela erwartete Schreiben aus Trier, welches sie der Erfüllung ihrer Wünsche um einen so bedeutenden Schritt näher brachte, gelangte am 19. September in ihren Besitz. Wir lassen es hier folgen.

Verehrte Schwester Angela!

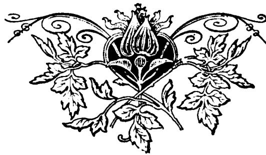
Seine Bischöflichen Gnaden haben nach den von Ihnen, verehrte Schwester, abgegebenen Erklärungen nichts dagegen zu erinnern, daß Ihrem ausgesprochenen Wunsche gemäß der Versuch

gemacht werde, auf der Insel Nonnenwerth ein Frauenkloster des dritten Ordens des heiligen Franziskus zu gründen. Obwohl ich mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof die projektierte Veränderung sehr bedauere und zu der neu zu errichtenden Anstalt in keiner amtlichen Beziehung stehe, so werde ich doch mit Freude jede Gelegenheit ergreifen, derselben, wenn sie die Ehre Gottes und das Wohl des Nächsten fördert, nach Möglichkeit nützlich zu werden.

Mit besonderer Hochachtung verbleibe ich

Ihr ergebenster Diener
Braun.

Trier, den 18. September 1851.





Sechstes Kapitel.

Ein anderer Fingerzeig Gottes war folgender:

Pater Xaverius Kaufmann, Franziskaner aus Neviges und späterer Provinzial des Ordens, weilte in Königswinter, um dort ein kleines Franziskanerinnenkloster des dritten Ordens zu beginnen und hatte einige Freundinnen und Bekannte von Mutter Angela in den Orden aufgenommen.

Mutter Angela bat den hochwürdigen Herrn zu einer Besprechung nach Nonnenwerth, und das Ergebnis war, daß das in Königswinter kaum begonnene Klösterchen aufgegeben oder vielmehr nach Nonnenwerth verlegt werden sollte. Seine Eminenz, der Kardinal von Geissel, stimmte diesem Plane des Pater Xaverius vollständig bei; nicht jedoch die Vorsteherin der kleinen Gemeinde, Elisabeth Kirwald, und so kam die Herde Franziskusschäflein ohne sie hier an.

Eine Engländerin, eine durch Verstand und Wissenschaft wie durch Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Dame, wirkte mit bei dieser neuen heiligen Sache. Sie war die Tochter eines anglikanischen Bischofs und seit ihrer ersten Jugend Konvertitin. Bei der Gründung des Klösterchens in Königswinter war sie ebenfalls in den dritten Orden getreten, und ihre freudige Begeisterung für dessen Verpflanzung auf die schöne Insel war für die gute Sache von nicht geringem Wert. Ehe jedoch alles zum endgültigen Abschluß kam, sollte noch eine bange Stunde für Mutter Angela vorangehen. Manche in der kleinen Gemeinde wollten auf der Insel keinen tätigen Orden haben, sondern einen beschaulichen, und sie erklärten dieses auch dem Pater Xaverius. Also für Mutter Angela getäuschte Hoffnungen und Ungewißheiten über die Zukunft des so lang, so warm gehegten Planes, der nun schon so weit gediehen schien!

Mutter Angela sah sich veranlaßt, denjenigen Mitgliedern, welche Bedenken hegten, nähere Erklärungen zu geben. Man bat sich eine nochmalige Bedenkzeit aus.

Eine lange, bange Pause! Da endlich sprach die geistig bedeutendste der bisher anders gesinnten Damen die Worte aus, die nur Gott ihr eingegeben haben konnte: „Das Haus bleibe der Erziehung von Kindern gewidmet und wenn nicht, so nehmen wir unsere Kinder und ziehen mit ihnen an einen anderen Ort!"

Wer war glücklicher als Mutter Angela! Sofort begab sie sich zu dem harrenden Pater Xaverius, der in seiner bescheidenen Weise sich jeder Beeinflussung enthalten hatte, und wiederholte ihm die gegebene Erklärung. Es erfolgte eine abermalige Beratung, deren Ergebnis war, daß die bisherige Tätigkeit fortgesetzt werden solle, daß die kleine Gemeinde zwar auf der Insel bleiben, jedoch nicht für immer verbunden sein sollte, daran teilzunehmen. Es blieben also mehrere Mitglieder derselben weltliche Tertiarierinnen, darunter auch Anna von Proff und ihre Schwester Philippine, während Mutter Angela mit Mutter Ursula, Schwester Antonia, Schwester Josepha und Schwester Notburga in den geistlichen Orden und unter die Leitung des Pater Xaverius treten wollten.

Nach dieser Übereinkunft hielt Pater Xaverius sämtlichen mit der Sache beteiligten Gliedern des Hauses am Abende einen schönen Vortrag, in dem er die Liebenswürdigkeit des heiligen Franziskus so sinnig schilderte, daß er alle begeisterte. Hierauf kam er auf die zu übernehmenden Ämter zu sprechen, und als er — der mit der Weitsichtigkeit, die seine Stellung erforderte, nichts aus dem Auge verlor — meinte: „Auch für das Schuheputzen müsse jemand bestimmt werden," da stand Mutter Angela sehr freundlich, doch etwas schüchtern auf und sagte: „Ach, das könnte ich wohl übernehmen!"

Vielleicht betrachten viele diese einfache Äußerung als einen nur unbedeutenden Zug und doch! — gewährt er uns nicht einen klaren Einblick in die wahre, tiefe Demut einer Seele, die alles Schwere gerne für sich genommen hätte und der keine Arbeit zu gering und verächtlich schien?

Pater Xaverius traf noch verschiedene Anordnungen, und nachdem alles geregelt war, erschien Mutter Angela mit den eben genannten Schwestern am Morgen des 14. Oktober 1851 am

Altar und gelobte, dem großen, heiligen Armen von Assisi nachzufolgen, dem auch St. Angela, ihre Patronin, so treu gefolgt war. Es war ein schöner, glücklicher Tag für die Insel, ein Tag ungetrübter, geistiger Freude.

„Die Rosen des heiligen Franziskus“ — so schreibt uns eine der Mitbeteiligten — „dufteten so lieblich, daß noch an demselben Abend eine fromme Dame ihm ein Gelöbnis machte und in den dritten Orden trat.“

Ehe Pater Xaverius abreiste, setzte er Mutter Angela zur Vorsteherin ein, während er selbst sich die Oberleitung des Hauses vorbehielt.

Mutter Angela machte, sobald es ihr möglich war, ihr Lehrerinnenexamen, welches Herr Regierungsrat Henrich aus Koblenz die Güte hatte, auf der Insel selbst abzuhalten. Hören wir sie selbst darüber in einem Briefe, wiederum an Fräulein Helff gerichtet: ... „Nun bitte ich Dich noch, Dich bei Herrn Regierungsrat zu erkundigen, wann er kommen kann, mich zu prüfen und ein bischen über das Wie, und ob es nicht tollkühn sei ...

Mein ganzes Wissen besteht darin, daß ich glaube, beurteilen zu können, was notwendig ist zu wissen, um unter Gebildeten nicht zurückzustehen. Ein langjähriger Umgang mit kenntnisreichen Personen hat mir von dem im geselligen Leben gangbaren Wissenswerten eine allgemeine Bildung beigebracht und Kenntnisse, die ziemlich umfassend aber in wenigem gründlich sind, und deshalb fürchte ich, ein Examen schwerlich zu bestehen. Doch ich will's versuchen, vielleicht hilft mir Gott.“

Und Gott half.

Das Pensionat wurde unter den besonderen Schutz des heiligen Aloysius, des Patrons der Jugend, gestellt, und unter der Leitung von Mutter Angela nahm die Anstalt einen erfreulichen Aufschwung. So war Nonnenwerth, die liebliche Rheininsel, eine Ordensstätte des heiligen Franziskus, jenes lieben Heiligen, der für die Schönheiten der Natur ein so offenes Auge hatte, den sie so mächtig zum Schöpfer hinzogen und mit Liebe zu ihm erfüllten.





Vorderansicht des Klosters

Siebentes Kapitel.

Ein Jahr später ists, 1852! Pater Xaverius hatte längere Zeit in Rom verweilen müssen und langte im November zur Freude aller auf Nonnenwerth an, wo sich die Zahl der Kinder bedeutend vermehrt hatte. Es war am 10. November, an dem nach rheinischer Sitte zu Ehren des heiligen Martin von Tours auf den Bergen ringsum große Feuer abgebrannt werden. Auch auf der Insel flackerte das Martinsfeuer lustig empor, und Pater Xaverius wanderte mit der Kinderschar hinaus, um sich an der ländlichen Feier und den heiteren Spielen der Zöglinge zu erfreuen. Als er letztere so vergnügt um die knisternden Flammen tanzen sah, sagte

er, über alles hinausschaueud, der Kirche und dem Hause zugewandt: „Dies wird noch ein großes, blühendes Pensionat werden!"

Pater Xaverius hatte richtig prophezeit, und das war ein Jahr nach jener bangen Frage, ob Nonnenwerth überhaupt ein Pensionat bleibe.

Die anfänglichen Mitbeteiligten hatten sich nicht alle zum Eintritt in den religiösen Orden entschließen können; auch den beiden Damen von Proff hatte Gott eine andere Aufgabe zugedacht. Anna von Proff mußte in die Welt zurückkehren, trotzdem sie so gerne in der Stille des Klosters Gott ihr Leben geweiht hätte; ihre Schwester Philippine, die ausgesprochene Neigung zu einem beschaulichen Orden verriet, trat bei den Klarissinnen in Düsseldorf ein, und starb 1892, nachdem sie der Gemeinde viele Jahre eine weise Oberin und gütige Mutter gewesen. Mutter Angela mußte deshalb mehrfach weltliche Lehrkräfte in Anspruch nehmen; sie selbst war unermüdlich bei den Zöglingen tätig, die Seele des Pensionats wie auch der kleinen Ordensgemeinde.

Längere Zeit schon ging sie mit dem Gedanken um, sich einer bestehenden Genossenschaft von Franziskanerinnen anzuschließen. Sie fühlte tief die große Verantwortlichkeit, die auf ihr lag, und fürchtete oft, etwas, was die Ehre Gottes und das Heil der Seelen betrifft, nicht recht zu beginnen. Gewiß wurde das leichter durch den Anschluß an eine erprobte Genossenschaft. Sie besprach die Sache, die ihr so sehr am Herzen lag, mit Pater Xaverius, der sofort die Richtigkeit ihrer Beweggründe erkannte und ihr den kräftigsten Beistand versprach.

Damals befand sich unter den weltlichen Tertiarierinnen ein sehr liebes Fräulein — deren Name leider mit Stillschweigen übergangen wird; sie war zur Unterstützung des Unterrichtspersonals oder zur Ablösung eines seiner Mitglieder aus reiner Liebe zur guten Sache, ohne jeden Anspruch zur Insel gekommen, wo sie den Kindern zugleich eine liebe Freundin und Leiterin war, während sie in Mutter Angela ein zu erstrebendes Ideal vor sich sah. Diese war es, die, wie sie sagte, das Glück hatte, im Winter 1853 Mutter Angela auf einer Reise zu einem ausländischen Kloster zu begleiten.

Pater Xaverius hatte sich nämlich mit der Generaloberin der im Rufe echter Frömmigkeit stehenden Kongregation der Franzis-

kanerinnen von Heythuizen in Holland, die auch bereits in Deutschland einige Filialen besaß, in Verbindung gesetzt. Mutter Angela erhielt am 29. Januar die Mitteilung von ihm, daß die Generaloberin von Heythuizen sie besuchen wolle. „Sie will" schreibt Pater Xaverius, „innerhalb eines Monats zu Ihnen kommen und zwar in der Absicht, sich mit Ihrem Hause zu verbinden, im Falle eine Verbindung geschehen könnte."

Ob nun die damalige Oberin Mutter Bernardine verhindert worden, oder ob Mutter Angelas heilige Ungeduld sie drängte, ihr zuvorzukommen, ist nicht bekannt; aber aus Mutter Angelas eigenen Worten wissen wir, daß sie die Nachricht mit der Freude begrüßte, wie ein Kampfesmüder, dem die Kraft versagen will, die unerwartete Siegeskunde. Sie machte sich auf und eilte nach dem fernen Holland, in das stille Haus der heiligen Elisabeth, von wo aus für sie und so viele andere reicher Segen kommen sollte. Wie sprach die Armut, die Demut, besonders die Einfalt der Schwestern sie an! Wie sehr bewunderte sie diese echt klösterliche Tugend vor allem in der heiligmäßigen Stifterin, Mutter Magdalena, die damals den Abend ihres Lebens in der stillen Klosterzelle verlebte. Auch das gerade, offene Wesen des hochwürdigen Pastors Herrn van der Zandt, unter dessen Leitung Mutter Magdalena jeden Schritt hinsichtlich des Entstehens der Genossenschaft getan, sprach Mutter Angela sehr an, sodaß sie mit den besten Eindrücken die Heimreise antrat.

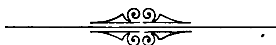
Etwa ein halbes Jahr mochte seit ihrer Rückkehr verflossen und manche Briefe gewechselt worden sein, da landeten an einem schönen Tage zwei Klosterfrauen im braunen Kleide des heiligen Franziskus auf der Insel: es waren die Generaloberin Mutter Bernardine und Schwester Aloysia, die ihr einige Jahre später in ihrem schweren Amte folgen sollte.

Wahrer Jubel erfüllte die Gemeinde und das ganze Haus; besonders war es Mutter Angela, in deren Augen Dankestränen glänzten; sah sie ja die Erfüllung ihres Wunsches immer näher gerückt. Dieser erste Besuch der beiden Franziskanerinnen brachte indes noch keine definitive Entscheidung, da die Übernahme einer solchen Besitzung für das Mutterkloster große Schwierigkeiten bot; doch die beiden ehrwürdigen Frauen zeigten sich der Sache durchaus nicht abgeneigt.

Es wurde September, und die Exerzitien für Damen, welche alljährlich auf der Insel gehalten wurden, sowie jene der Schwestern und Kinder waren eben beendet, als es Mutter Angela notwendig erschien, die Oberin von Heythuizen wieder zu sprechen. Sie hatte ungewisse Mitteilungen über den Aufenthalt derselben in Freckenhorst und war deshalb im Zweifel, ob sie sich nach dort oder nach Heythuizen wenden solle. Da sah sie im Traume zwei Wege vor sich, einen zur Rechten, den andern zur Linken, und es wurde ihr bedeutet, den letzteren zu wählen, den nach Freckenhorst. Sie begab sich also mit einer Begleiterin am 9. November auf die Reise, übernachtete in Hamm, fuhr mit dem frühesten Zug nach Münster und von da per Post nach Telgte, wo sie lange an dem wundertätigen Gnadenbilde betete. Endlich erreichte sie Warendorf, wo sie schon auf die gütige Empfehlung des Pater Xaverius durch den Herrn Pfarrer und seine Schwester aufs freundlichste empfangen wurde.

Es war am 10. November 1853. Auch Pater Xaverius kam ihr väterlich sorgend entgegen und gedachte jenes schönen Martinsabend, den er vor einem Jahr auf der Insel verlebt und der sie nun wieder in Westphalen in ernsteren Angelegenheiten zusammenführe.

Nach gepflogener Besprechung ward beschlossen, daß Mutter Angela nach Freckenhorst reise, um die vielleicht noch dort weilende Generaloberin aufzusuchen.





Achtes Kapitel.

Nachdem die beiden Reisenden in der schönen Klosterkirche dem heiligen Meßopfer andächtig beigewohnt, traten sie den Weg nach Freckenhorst an. Endlich standen sie vor dem altertümlichen Kloster, dem großen Bonifazius geweiht, dessen Bild, seinen Martertod vorstellend, über der Pforte angebracht war. Sogleich wurde dieselbe geöffnet, und zu ihrer Freude vernahmen sie, daß die Würdige Mutter durch unerwartete Geschäfte von der Abreise abgehalten worden und noch da sei. Mutter Bernardine kam Mutter Angela in der freundlichsten Weise entgegen und ging auf alle Vorschläge derselben ein. Spät am Abende wurde der Rückweg angetreten; in Warendorf wartete das freundliche Pfarrhaus schon auf die Ankömmlinge. Am nächsten Morgen traf Mutter Bernardine ein, um mit Mutter Angela und Pater Xaverius zu beraten. Es war am 12. November. Die Begleiterin der Würdigen Mutter, Mutter Cölestine, sowie Mutter Angelas Reisegefährtin knieten in der ehrwürdigen Franziskuskirche und opferten mit dem Priester und dem dienenden frommen Bruder die heilige Messe für eine günstige Entscheidung auf.

Die Beratung war zu Ende; Gott hatte Sich von beiden Seiten noch manche Opfer vorbehalten, aber Sein heiliger Wille geschah auch hier.

Mutter Angela begab sich nun mit Mutter Bernardine nach Freckenhorst und von dort nach Münster. Es war schon dunkle Nacht, als man ankam und in einem großen Gasthause abstieg. Die beiden Oberinnen besuchten am folgenden Tage den hochwürdigsten Herrn Bischof, um ihn mit ihrer Angelegenheit, die seinen vollen Beifall fand, bekannt zu machen.

Mutter Bernardine setzte nun ihre Visitationsreisen fort, Mutter Angela kehrte mit ihren Begleiterinnen nach Nonnenwerth zurück, wo sie von Schwestern und Kindern mit großem Jubel empfangen wurde.

Das Ergebnis der Beratung war, daß Mutter Bernardine vielleicht für einige Zeit auf Nonnenwerth die Stelle der Oberin übernehmen sollte, und daß sich Heythuizen mit Nonnenwerth vereine; ferner, daß in kurzem 2—3 Schwestern für Französisch und Musik zur Insel kommen sollten und auch welche für die grobe Arbeit.

Fast zu gleicher Zeit mit Mutter Angela traf ein Schreiben des Pater Xaverius ein, der stets darnach trachtete, alle im Frieden zu erhalten, und vielleicht fürchtete, die geplante Vereinigung könne einige Gemüter in Verwirrung setzen.

Publicandum!

Der Friede des Herrn sei mit Euch!

Zur Beruhigung sämtlicher Schwestern diene hiermit zur gefälligen Nachricht, daß der Plan der Vereinigung der Schwestern im Kloster Nonnenwerth mit der Kongregation der Tertiar-Schwestern zu Heythuizen noch nicht in Ausführung gekommen ist, und auch nur unter der bekannten Bedingung, daß nämlich die genannte Kongregation sich in allen Punkten den von mir zu entwerfenden Statuten unterordnen wird, ausgeführt werden soll.

Warendorf, den 14. November 1853.

Der Provinzial
P. Xaverius Kaufmann.

Gott allein vermochte den einzelnen Seelen auf der Insel die nötige Einsicht zu geben, und Er tat es. Dem Gebete ist alles möglich; so dachte auch der fromme Pater Xaverius und sandte darum folgenden Brief.

Sehr ehrwürdige Oberin!

Ihr liebes Schreiben vom 16. d. M. habe ich erhalten. Ich habe reiflich alles überlegt und mache Ihnen den Vorschlag:

Am nächsten Mittwoch soll der hiesige Konvent eine neuntägige Andacht zur allerseligsten Jungfrau beginnen; lassen Sie alle Schwestern dieselbe mithalten. Am Feste Mariä Lichtmeß werde ich in dieser Intention zelebrieren, und alle Novizen sollen die heilige Kommunion empfangen; lassen Sie das Ihre Schwestern auch tun. Alles in der Meinung, daß wir zu einem gediegenen Resultate gelangen inbetreff der Verhältnisse auf der Insel.

Nach gehaltener Andacht bitte ich, Ihre Gedanken mir mitzuteilen . . ., dann, so hoffe ich zu Gott, werden wir ins Reine kommen . . . Sie wissen, wie sehr mir Ihr Institut am Herzen liegt, und ich möchte dasselbe um jeden Preis in Blüte sehen.

Mit vorzüglicher Liebe und Hochachtung

P. Xaverius Kaufmann, Provinzial.

Der folgende Brief bringt uns der Entscheidung näher.

G. s. J. Ch. Warendorf, am 5. 3. 54.

Sehr ehrwürdige Oberin!

In Ihrem letzten Schreiben bemerkten Sie, wenn ich nicht antworte, so wollten Sie dies als Erlaubnis betrachten, hierher zu kommen; also täglich erwarte ich Sie. Ich bitte demnach, sobald als möglich zu kommen, damit wir die Sache definitiv beendigen; es ist die höchste Zeit . . . .

Ihr ergebenster
P. Xaverius Kaufmann,
Minist. prov.

Mutter Angela begab sich infolgedessen auf die Reise nach Warendorf und einigte sich in den nötigen Punkten mit dem so wohlmeinenden Pater Xaverius. Von Warendorf eilte sie dem Mutterhause in Holland zu und kehrte Freitag vor Palmsonntag, den 6. April, begleitet von zwei Schwestern, Schwester Pauline und Schwester Olive, nach Nonnenwerth zurück.

So war das Band der Liebe zwischen diesen beiden Häusern geknüpft. Die feierliche Übergabe des Hauses fand am 8. August 1854 statt, und an demselben Tage reichte Weihbischof Braun auch vier Postulantinnen das Kleid des heiligen Franziskus. Mutter Angela hatte schon einige Monate vorher auf dem Chor der Kirche den braunen Habit ohne alle äußere Feierlichkeiten empfangen; in ihr erhielt die neue Gemeinde nun eine vortreffliche Mutter, deren ganzes Sinnen und Trachten dahin zielte, in allem die Gleichförmigkeit mit den anderen bereits bestehenden Häusern der Genossenschaft einzuführen. Es kamen bald noch einige Schwestern aus Heythuizen hinzu; das Kloster zählte nunmehr 19 Ordensfrauen und das Pensionat 24 Zöglinge.



Überfähre zum Kloster.

Neuntes Kapitel.

Nachdem nach außen die Insel schuldenfrei und gesichert, im Innern durch die Einführung und Beobachtung bestimmter Regeln befestigt war, konnte man sich mit ganzer Seele der Erziehung der Jugend hingeben. Der Wirkungskreis der Anstalt beschränkte sich indes nicht auf die Tätigkeit bei den Zöglingen im Pensionate, sondern auch bei den armen Kindern im gegenüberliegenden Dorfe, die zunächst zweimal in der Woche zur Insel kamen und dort unentgeltlich Unterricht in Handarbeiten empfingen. Später hielt man es für besser, daß zwei Schwestern sich zu dem Zwecke ins Schullokal des Dorfes begaben.

Außerdem wurde unter der Leitung von Schwester Olive, die, wie wir bereits hörten, als erste mit Mutter Angela von Heythuizen gekommen war, ein kleines Noviziat eröffnet, welches jedoch 1858 nach der Karthaus bei Trier verlegt wurde. Vier- bis fünfmal sah Nonnenwerth bis zu diesem Zeitraum die erbauliche Feier der

Einkleidung und Gelübdeablegung, und zu jenen, die auf der Insel das Ordenskleid empfingen, gehört auch Schwester Camilla Schweden (15. Juni 1858), die von der göttlichen Vorsehung bestimmt war, das von Mutter Angela begonnene Werk weiterzuführen. Mutter Angela selbst hatte schon am 14. April 1855 zu Heythuizen in der Klosterkirche die ewigen Gelübde abgelegt, wonach sie so lange sehnlichst verlangt hatte. Amalie von Faber empfing an demselben Tage das Ordenskleid und den Namen Hildegard, und kehrte mit ihr, die nun nicht allein ihre Freundin, sondern auch ihre Oberin und Mutter war, nach Nonnenwerth zurück.

Unter den Zöglingen des Pensionates herrschte von Anfang an ein guter Geist, und Mutter Angelas Sorge ging dahin, denselben auf jede Weise zu befestigen. Sie erkannte, daß es nicht besser geschehen könne, als durch die Einführung der Marianischen Kongregation. Sie wandte sich deshalb an die hochwürdigen Patres Jesuiten in Bonn, um durch deren Vermittlung die Erlaubnis dazu zu erhalten. Groß war ihre und der Schwestern Freude, als ihnen dieselbe erteilt wurde, und schon am 3. März 1855 fünf Zöglinge in der traulichen „Marienkapelle" die unbefleckte Gottesmutter zu ihrer besonderen Patronin erwählten. Diese fünf ersten Marienkinder, denen bis auf den heutigen Tag eine ungezählte Menge gefolgt, sind: Elisabeth Hartmann, Isabella von Faber, Johanna Oberstadt, Elisabeth Hermes und Johanna Hendricks.

Im Jahre 1856 war die finanzielle Lage des Hauses so gesichert, daß man daran denken konnte, die Ufer der Insel zu befestigen. Das Hochwasser hatte ganze Stücke des Terrains weggespült; noch im Jahre 1851 schreibt Luise Hensel darüber an einen geistlichen Freund: . . . „Ich zog im Januar auf die Insel, wo ich gleich das hohe Wasser erlebte, welches die schlecht befestigten Ufer entsetzlich zerwühlt und nebst den Saaten, die vorher so trefflich grünten, etwa 12 Morgen Land und viele Bäume wegriß. Es war ein großer Schaden; wir taten, was wir konnten, um zu retten und wiederherzustellen, was nur irgend möglich war."

Nunmehr wurde diesem Übelstande abgeholfen; man kaufte die vom Bau der Eisenbahn übrig gebliebenen Steine und begann mit regem Eifer die seitdem jährlich fortgesetzten Uferbauten. Dank der festen Umwallung vermag die Insel heute dem Andrang jeder Hochflut zu widerstehen.

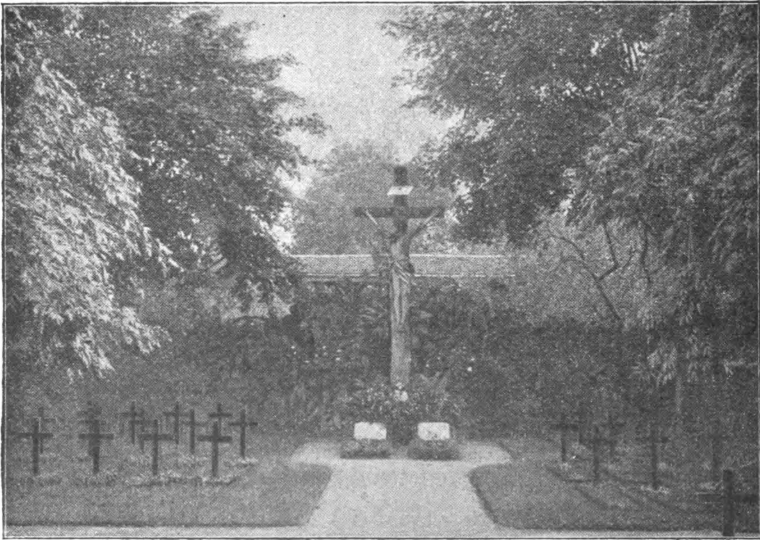
Fleißige Hände waren beständig tätig, um die Gartenanlagen, denen man unter den bisherigen Verhältnissen nicht genügend Berücksichtigung hatte schenken können, zu verschönern. Vor dem Hause wurde das Laubwerk gelichtet und statt dessen grüner Rasen mit Blumenbeeten angelegt. Das sogenannte Kreuzgärtchen erhielt die noch heute sich dort erhebende Statue der Muttergottes, für die man freilich die alte, fast berühmte Trauerweide, die an derselben Stelle fand, opfern mußte.

Ihre Laubkrone war so ausgedehnt, daß man die herabfallenden Zweige von jedem Fenster aus mit der Hand ergreifen konnte.

Auch im Innern des Hauses nahm man große Veränderungen vor, welche durch die stets zunehmende Zahl der Zöglinge notwendig wurden. Die weiten Speicherräume wurden zu Schlafsälen und Garderoben umgeschaffen, die Schulsäle aus dem Erdgeschoß in die erste Etage verlegt, und das Haus erhielt an der Ostseite den ersten kleinen Anbau. Alles freute sich der sich stets mehr entfaltenden Blüte der jungen Anstalt; — doch da — es war gegen Ende des Jahres, hielt Gott eine schwere Prüfung bereit, wohl eine der schwersten, die eine Erziehungsanstalt treffen kann: mehrere Zöglinge wurden von einer schweren Krankheit befallen. Die Aufopferung und Sorgfalt von Mutter Angela in dieser schweren Zeit läßt sich nicht schildern; aber ihre große, mutige Seele verzagte nicht, sondern hielt alle aufrecht in den Tagen der Trübsal. Nur Gottes besonderer Gnade war es zuzuschreiben, daß Mutter Angela ihren Anstrengungen nicht unterlag; ohne Zweifel machte ihr Gottvertrauen, welches mit wahrer, tiefer Demut gepaart als charakteristischer Zug in ihrem edlen Wesen hervorleuchtete, ihr auch die Bürde leichter.

Der Herr verlangte indessen ein Opfer: Luise Frederici — nach den Worten einiger noch lebenden Schwestern, die das junge Mädchen gekannt —, die Zierde des Pensionats, erlag der Krankheit uud entschlief zu einem bessern Jenseits. Luise hatte sich eines großen Einflusses auf ihre Mitzöglinge erfreut; ihr ernstes Streben ging dahin, selbst im Ordensstande Gott zu dienen. Doch Gott hatte es anders beschlossen.

Nach den bald darauf beginnenden Ferien kehrten die Zöglinge sämtlich wieder zur Insel zurück, was Mutter Angela und den Schwestern nach der schmerzlichen Prüfung eine um so größere Freude bereitete.



Der Kloster-Friedhof.

Zehntes Kapitel.

Mit dem Beginne des neuen Semesters (Ostern 1858) trat Fräulein Agnes Broix in Nonnenwerth ein. Sie war längere Zeit Hauptlehrerin einer Volksschule in Bonn und leitete zugleich einen Vorbereitungskursus für Lehrerinnen. Sie erfreute sich wegen ihrer hervorragenden pädagogischen Tüchtigkeit, womit sie die liebenswürdigsten Charaktereigenschaften verband, allgemeiner Hochachtung, so daß man in Bonn ihr Weggehen aufs tiefste bedauerte.

Durch ihren Eintritt war es ermöglicht, einen Lehrerinnenkursus auf der Insel zu eröffnen; es traten sogleich mehrere der Zöglinge des Pensionates in denselben über, so daß letzterer mit den neuhinzugekommenen, jungen Mädchen gleich 30 Aspirantinnen zählte. Die Hauptleitung lag in den Händen von Fräulein Broix. Im Juni wurde sie ins Noviziat aufgenommen, und setzte nun, als Schwester Augustine, von mehreren anderen Schwestern, darunter auch Schwester Stanislaus und Schwester Amelie sowie einer Engländerin unterstützt, ihr Wirken fort. Man sah ein, daß die Vereinigung so vieler Zöglinge in fast gleichem Alter, die jedoch verschiedene Zwecke zu verfolgen hatten, manche Mißstände herbei-

führen mußte; deshalb beschloß man, mit Beginn des neuen Semesters den Lehrerinnenkursus nach Karthaus bei Trier zu verlegen. So begann denn im Oktober 1858 für die stille, von Wäldern und Halden umhegte Karthaus jene gesegnete Tätigkeit, die für die ganze Genossenschaft von so hoher Bedeutung werden sollte, indem aus ihr eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Lehrerinnen hervorging. Schwester Augustine hatte leider nur einmal die Freude, die jungen Mädchen zum Examen vorzubereiten; da erkrankte sie und mußte ihre liebgewonnene Tätigkeit niederlegen und ihrer früheren Kollegin, Schwester Stanislaus übertragen. Bis zum Jahre 1879 war es dem Kursus vergönnt, hier seine Wirksamkeit zu entfalten; doch da fiel auch er, wie alle von geistlichen Lehrkräften geleitete Anstalten, dem unglückseligen Kulturkampf zum Opfer; er mußte von der seinem Zweck so sehr entsprechenden einsamen Karthause ins Ausland verlegt werden.

Doch kehren wir zur Insel zurück, deren äußere Gestaltung sich von Jahr zu Jahr neuer Einrichtungen und Verschönerungen erfreute. Im Dezember konnte man zum erstenmal einer hingeschiedenen Mitschwester das Geleite zu dem neuangelegten, trauten Friedhof geben, wo uns heute — nach 50 Jahren — die symetrisch angelegten, grünumränderten Gräber im Schmucke der kleinen, schwarzen Kreuze entgegenblicken. Über alle weit hinaus ragt das große Kreuz aus Sandstein, ein Meisterwerk des Düsseldorfer Künstlers Carl Müller, welches im Jahre 89 aufgerichtet wurde.

Die erste Schwester, die der Gemeinde auf Nonnenwerth durch den Tod entrissen wurde, Schwester Pauline (Campioni) hat ihre Grabstätte in der Totengruft der Benediktinerinnen, dem sogenannten Totenkeller, gefunden, wo auch Frau von Cordier, die edle Mutter von Mutter Angela, ruht.

Im Jahre 1860 wurde an der Ostseite der Insel ein neuer Weg angelegt, an der einen Seite von dem sich bis an den Rhein hinziehendem Buschwerk, an der anderen von grünen Wiesen und Feldern begrenzt. Den Weg entlang erhoben sich schlanke Tannen, so daß die ganze Anlage einen malerischen Anblick bot. Es war ein überaus froher Beweggrund, der diese Weganlage herbeiführte: von Trier aus war nämlich die Erlaubnis erteilt worden, die Fronleichnamsprozession im Freien zu halten. Früher hatten sich die Inselbewohner teilweise der Prozession von Oberwinter an-

geschlossen; darnach war es ihnen gestattet worden, dieselbe in den prächtigen, gewölbten Kreuzgängen des Klosters zu veranstalten, und nun hatten sie zum erstenmal die Freude, dem göttlichen Heiland am Feste Seiner Liebe das Geleite durch die im Maischmuck prangenden, duftenden Fluren der Insel zu geben. Herr Rektor Savelsberg, der Herrn Pastor Günther in der Stelle des Hausgeistlichen gefolgt war, hatte sich besonders um die Erlangung dieses Privilegs bemüht. Unter ihm wurde auch der Verein der heiligen Kindheit eingeführt, um den kleinen Zöglingen besondere Liebe zum Jesukindlein einzuflößen, während die größeren in der Marianischen Kongregation die Verehrung und Liebe der Gottesmutter anstrebten. Jene, die sich der Auszeichnung, Jesu- oder Marienkind zu werden, würdig machten, empfingen am Tage der Weihe in feierlicher Weise die Jesu- oder Marienmedaille, erstere an einem rosa, letztere an einem blauen Bande.

Auch durch andere Belohnungen wußte Mutter Angela, die ein tiefes Verständnis für das Gemüt der Kinder hatte, dieselben in ihrem Eifer zu bestärken, und so entstand allmählich jene lange Festkette kindlicher Freuden und heiterer Spiele, wie die Zöglinge sich derselben heute noch erfreuen.

Das Fest des heiligen Aloysius, des Patrons der Anstalt, wurde besonders feierlich begangen. Am Abend versammelte die jugendliche Schar sich um seine Statue, die sich in den Gartenanlagen zwischen Taxusbäumen und Lilien erhob. Frohe Lieder und lauter Jubel durchschallten die Luft, während unzählige Lichtlein das Bild des Heiligen umstrahlten.

Bei gutem Wetter brachten die Zöglinge die Erholungstage im schattigen Wäldchen zu; auch führte die Sommerzeit sie oftmals auf Ausflügen in die herrliche Umgegend, zu den sagenreichen Ruinen des Drachenfels, des Petersberges, in die erfrischenden Schatten der Wälder, zu den ungezählten Schönheiten, welche die Natur um die Insel ausgestreut hat. Nonnenwerth selbst bot und bietet in seiner Ausdehnung überreiche Gelegenheit und Raum zu angenehmen Spaziergängen und heiteren Spielen im Freien.

Der Winter brachte einen Festkreis von Freuden anderer Art: Spiele und Reigen auf dem großen Saal, Schlittenfahren, verschiedentlich dramatische Aufführungen und kleine Konzerte. Hier wollen wir auch des Elisabethtages gedenken, wenngleich die

schöne Sitte, denselben der Handarbeit für die Armen zu widmen, erst später eingeführt wurde.

Den Glanzpunkt der Winterfreuden aber bildete die stille, heilige Nacht. Anstatt zu versuchen, sie in ihrer hehren Schönheit zu schildern, lassen wir ein kleines Gedicht reden, welches sie unserm Geiste vorführt und gewiß in allen Herzen, die sie je auf der Insel erlebt, glückselige Erinnerungen hervorruft.

Reich und schön sind sie, die Freuden,
Die der Winter uns gebracht;
Doch der Glanzpunkt aller Wonnen
Ist die traute, heil'ge Nacht.
O, wo könnt' sie schöner sein
Als im stillen Klösterlein!

Sachte zieh'n wir zur Kapelle
In der tiefen Mitternacht,
Wo ein Lichtmeer uns entgegen
Strahlt in ungeahnter Pracht.
Und in armer Krippe liegt
Jesulein, von Lieb' besiegt.

Himmelsmelodien schallen
Durch den stillen heil'gen Raum,
Selig schlagen alle Herzen,
Die ihr Glück erfassen kaum.
O, das Kindlein, das uns lacht,
Hat den Himmel uns gebracht.

Sind verklungen die Gesänge,
Zieh'n wir zu den Krippchen gern,
Grüßen an gar mancher Stätte,
Jesulein, den besten Herrn.
Freundlich mild das Kindlein blickt:
O, wie uns Sein Blick beglückt!

Und an all den schönen Krippchen
Haben viel zu sagen wir,
Beten für die Lieben alle,
Die uns ferne und die hier.
Ach, es scheint ein Traum zu sein, —
Seligkeit beim Jesulein.

Engel senken heil'gen Frieden
Himmelsfrieden in die Brust;
Tiefbewegt geh'n wir zur Ruhe
Uns des nahen Glück's bewußt:
„Morgen kehrt das Jesulein
Auch in uns're Herzen ein."

Heil'ge Nacht, Du wirst entschwinden
Nimmermehr dem Geiste mein;
Denke ich an sel'ge Stunden
O gewiß, dann denk' ich Dein.
Möge doch Dein Himmelsfrieden
Immerhin uns sein beschieden!

Mutter Angela selbst hatte den Plan zu einer kleinen Krippe entworfen, vor der sich in der Weihnachtszeit oft das ganze Haus versammelte; sie selbst arbeitete mit kindlicher Freude alljährlich an der Verschönerung des kleinen Bethlehem.

In der Kirche war inzwischen das große Altarbild, die Kreuzabnahme von Petri, einem Schüler des berühmten Professors Deger, enthüllt und manche Verschönerungen vorgenommen worden.

Mutter Angela spricht darüber in einem Briefe an Mutter Aloysia, die 1859 der Mutter Bernardine als Generaloberin gefolgt war:

„Gebe doch Gott, daß dieses Bild noch manchen, der unser Kirchlein betritt, zum Beten, zum Betrachten und Büßen auffordert. Es mag sein, liebe Mutter, daß es, vom Standpunkt der Kunst aus betrachtet, zu wünschen läßt, — Petri macht kein Geheimnis daraus, daß es sein erstes großes Bild ist —, aber es erbaut, es spricht zum Herzen und das soll uns die Hauptsache sein . ."

Die Anstalt zählte im Jahre 1863 hundert Zöglinge und die Ordensgemeinde 35 Mitglieder. Nonnenwerth entsprach immer mehr seiner großen Bestimmung, ein wirkliches Haus Gottes zu werden, ein Herd, von wo aus die Flammen wahrer Gottes- und Nächstenliebe sich in die weitesten Kreise verbreiteten.

Doch da sollte die gottliebenden Seelen, die sich der wachsenden Blüte der Anstalt erfreuten, eine schwere, ungeahnte Heimsuchung treffen.





Elftes Kapitel.

Mutter Angela, die Seele des so herrlich erblühenden Instituts erkrankte im März 1864 an einer schweren Lungenentzündung. Sie erkannte sogleich, daß es ihre letzte Krankheit sei und äußerte lächelnd dem herbeigerufenen Arzte Dr. Oberstadt aus Remagen, der seit Jahren dem Hause treu ergeben war: „Doktor, bemühen Sie sich nicht mehr um mich, es ist vergebens!" Sie empfing mit bewunderungswürdiger Ruhe die heiligen Sterbsakramente; was hätte auch sie, die mit aufrichtigem Herzen in allem nur Gott gesucht, erschrecken können?

Am 19. März, dem Feste des heiligen Joseph, zu dem Mutter Angela stets eine besondere Verehrung getragen, fühlte sie ihr Ende nahe. Sie ließ die Schwestern sich um ihr Sterbelager versammeln, richtete sich mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte allein auf und bat sie mit kräftiger Stimme um Verzeihung, weil sie ihnen nicht die Zeit und Sorgfalt geschenkt habe, welche jede einzelne im Streben nach Vollkommenheit bedurft hätte. Dann fuhr die Sterbende fort:

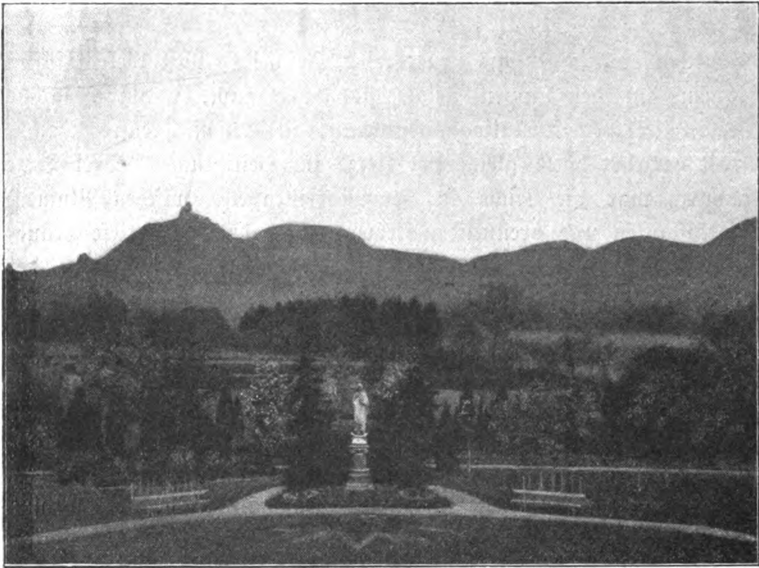
„Mein innigster Wunsch war und ist Eure Vollkommenheit. O strebet doch mit ganzer Kraft darnach; seid eifrig und treu im Kleinen, nicht lau, nicht lässig! Achtet nicht so sehr auf das Äußere; aber darnach trachtet, recht geduldige, opferwillige, demütige, demütige, demütige Ordenspersonen zu werden! Gott gebe es, Gott gebe es!"

Noch manches erbauliche Wort kam von den Lippen der heiligmäßigen Frau; doch die Schwäche nahm überhand, die Mutter gab deshalb nochmals den Segen, den letzten, den die Schwestern mit tiefem Weh im Herzen empfingen. Ach, sie wußten, was sie verlieren sollten. Die Sterbende bat Mutter Aloysia, ihr die Litanei vom süßen Namen Jesu zu beten; nach derselben rief sie: „Maria, Du schöne Lilie, mach uns jungfräulich! Jesus, Du Sohn

des Schöpfers, schaff uns neu! Jesus, Jesus! — Mit diesem süßen Namen auf den Lippen neigte sie das Haupt, und ihre schöne Seele eilte dem Bräutigam entgegen, in dessen Dienst sie ihre Kraft verzehrt hatte gleich der Kerze im Heiligtume. Drei Tage hindurch war die Leiche in der Marienkapelle zwischen Blumen, Blattpflanzen und brennenden Kerzen aufgebahrt. Die tiefe Trauer der Herzen war nicht ohne Trost: alle fühlten, daß sie in der Heimgegangenen eine Fürbitterin am Throne Gottes besaßen. Das Begräbnis glich einem Triumphzug; weißgekleidete Mägdlein schritten mit Lilien und Kerzen voran, gleichsam als Engel der Hingeschiedenen den Weg bereitend zur ewigen, seligen Ruhe.

Nun hieß es für die Zurückbleibenden mit neuem Mute weiterschaffen und im Geiste der seligen Mutter die Anstalt fortführen.

Während sechs Monaten führte die Würdige Mutter Aloysia, die Generaloberin von Heythuizen, selbst die Leitung des Hauses, und ihrer heitern, herzlichen, gottvertrauenden Weise gelang es, die durch den Verlust der „Seele des Ganzen“ — wie Schwester Hildegardis sich ausdrückte — gebeugten Herzen aufzurichten. Alles nahm ruhig den gewohnten Fortgang, bis im September desselben Jahres Mutter Aloysia wegen ihrer vielseitigen Pflichten nicht mehr imstande war, sich ausschließlich mit der Leitung des Hauses zu befassen. Sie gab Nonnenwerth eine neue Oberin in der Person der Schwester Camilla, die sie aus Freckenhorst hierher berief. Eine geeignetere hätte sie nicht wählen können; denn Mutter Camilla hatte einige Jahre unter der Leitung Mutter Angelas gestanden und war ganz von deren Geiste des Eifers und der Liebe beseelt. Am 7. September wurde sie feierlich in ihr neues Amt eingeführt. Schwester Hildegard verschönte das Fest durch die sinnigen Erzeugnisse ihrer Muse, die Schwestern und Kinder der neuen Mutter in Lied und Deklamation entgegenbrachten.



Muttergottes-Statue im Garten des Klosters.

Zwölftes Kapitel.

Mutter Camilla, eine durch die schönsten Charaktereigenschaften, durch kindliche Frömmigkeit und energische Tatkraft ausgezeichnete Frau, trat mit großem Gottvertrauen ihre neue Stellung an. Das Pensionat stand damals schon in hoher Blüte und entsprach durchaus den Anforderungen der Zeit, mit denen man in jeder Beziehung Schritt zu halten suchte. Der Unterricht ruhte größtenteils in den Händen der Schwestern; da indes die Genossenschaft nicht hinreichend Lehrerinnen zu stellen vermochte, weil auch die anderen Häuser solche beanspruchten, mußten einige weltliche Kräfte hinzugezogen werden. Außer in den Elementarfächern wurde Unterricht erteilt in Französisch, Englisch, Handarbeit, Musik, Zeichnen.

Mutter Camilla führte damals den schönen Gebrauch ein, daß täglich von einer andern Schwester die von dem heiligen Bonaventura verfaßten Psalmen des Namens Mariä gebetet wurden. Oft hatte man Gelegenheit zu erfahren, wie wohlgefällig der Gottesmutter diese

Gebetsübung war, indem sie dieselbe mit außergewöhnlichen Gnaden und Erhörungen krönte. Ferner ließ Mutter Camilla im Wäldchen eine Grotte von Lourdes erbauen, eine liebliche Nachahmung jener des berühmten Wallfahrtsortes. Dieselbe wurde in feierlicher Weise eingeweiht; Schwestern und Zöglinge zogen in Prozession zum Bilde der unbefleckt Empfangenen, die in Kerzenglanz erstrahlte, und sandten Gebete und Gesänge zu ihr empor. Die Grotte ist heute noch für die Inselbewohner ein trautes Betplätzchen, wo manches Anliegen, manche stille Bitte der mächtigen Himmelskönigin ans Mutterherz gelegt wird. Am letzten Tage des Mai — so ist es seit Jahren Sitte —, ziehen alle Schwestern und Kinder bei anbrechender Dämmerung zu der Grotte, um den der Gottesmutter geweihten Monat in feierlicher Weise zu beschließen. Dann strahlt die Inselkönigin im Blumenflor und Kerzenschimmer, und während zu ihren Füßen in einer Urne die uneröffneten Zettelchen verbrannt werden, welche die kleinen Tugendübungen der Zöglinge enthalten, denen sie sich aus Liebe zu ihrer himmlischen Mutter unterzogen, tönen fromme Klänge durch die abendliche Feierstille und erfreuen mit den aufsteigenden Rauchwolken Mariens Mutterherz. Gewiß, unvergeßlich bleibt dieser Maiabend allen, eine liebe, wohltuende Erinnerung, die in späteren Jahren das Dunkel des Lebens licht durchstrahlen wird.

Die Zahl der Zöglinge vergrößerte sich immer mehr, und deshalb wurde es neuerdings notwendig, die Räumlichkeiten zu erweitern, um so mehr, da auch die Ordensgemeinde an Mitgliedern zunahm. So wurden denn 1869 die an der Honnefer Seite sich anschließenden Nebengebäude durch zwei Stockwerke erhöht, und bald erhob sich ein stattlicher, neuer Flügel, dessen beide Stockwerke die Zellen der Schwestern und Schlafsäle der Zöglinge enthalten.

In demselben Jahre wurde die Kirche bedeutend verschönert, sie erhielt den jetzigen, in grauem Sandstein nach einer Zeichnung von Professor Andreas Müller ausgeführten Altar mit den Statuen des heiligen Klemens und der heiligen Elisabeth nebst zwei anbetenden Engeln, sowie zwei Seitenaltäre, der lieben Gottesmutter und dem heiligen Josef geweiht; überdies wurde der Fußboden mit Mettlacher Platten belegt.

Wegen dieser Arbeiten konnte man die heilige Messe nicht in der Kirche feiern; deshalb wurde der große Saal zur Kapelle ein-

gerichtet. Ein wahres Freudenfest war es, als am 19. September das verschönerte Gotteshaus wieder benutzt werden konnte. Herr Professor Kaulen aus Bonn, einer der wohlwollendsten Freunde und Gönner des Hauses, las die erste heilige Messe an dem neuen Altare.

Noch manche andere vorteilhafte Veränderung und Verschönerung des Eilandes entstand unter Mutter Camillas umsichtiger und praktischer Hand. Alle anzuführen ist uns hier nicht möglich und würde auch zu weit führen. Doch dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen die lauschigen, idyllischen Lauben, die sie an den Ufern anlegen ließ, und von denen das sogenannte Aloysiusläubchen an der Ostseite besonders gern besucht wird. Die tief herabhängenden Zweige entziehen die dort Weilenden den Blicken der auf dem Strom dahin Fahrenden, während sich ihnen selbst die herrlichste Aussicht auf das Siebengebirge und die zu dessen Füßen hingestreuten Ortschaften und die vorüberfahrenden Schiffe bietet.

Oft erfreute sich die Insel des Besuches hoher Persönlichkeiten, besonders der hochwürdigsten Herrn Bischöfe von Trier. Weihbischof Braun war schon 1862 gestorben; in ihm verlor das Kloster Nonnenwerth einen edlen, wahrhaft väterlichen Freund, dem die Blüte der Anstalt sehr am Herzen lag. Auch Bischof Arnoldi wandte ihr sein ganzes Wohlwollen zu, und es war den Schwestern wie den Zöglingen jedesmal eine Freude, wenn er auf Nonnenwerth einkehrte, sei es nun, um das heilige Sakrament der Firmung zu spenden oder um sich eine kleine Erholung zu gönnen.

Sein Nachfolger, Bischof Pelldram, der nur zwei Jahre das Bistum Trier verwaltete, verbrachte im September 1866 einige Wochen auf der Insel; im Anfange des folgenden Jahres unterlag er leider einem Herzleiden. In der Klosterkirche wurde der vorgeschriebene Trauergottesdienst für seine Seelenruhe gehalten, und in Wahrheit, alle im Hause trauerten um den geliebten Oberhirten, dessen fürsorgliche, väterliche Liebe Mutter Camilla in schwierigen Fällen mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Auf ihn folgte Weihbischof Eberhard, der im folgenden Mai die im herrlichsten Blütenschmuck prangende Insel zum ersten Male besuchte und 80 Zöglingen die heilige Firmung spendete.

Auch er zeigte den Inselbewohnern stets das liebevollste Wohlwollen, besonders in den Drangsalen der traurigen Zeit, die nur

zu bald für die heilige Kirche anbrechen sollte, die Zeit des unheilvollen Kulturkampfes.

Wir wollen dieses Kapitel nicht beenden, ohne der segensreichen Einrichtung der geistlichen Übungen zu gedenken, die jährlich für die Ordensfrauen und von Zeit zu Zeit auch für die bereits ausgeschiedenen Zöglinge gehalten wurden. Hauptsächlich geschah dies auf inständiges Bitten vieler derselben, welche dem Hause stets eine treue Anhänglichkeit bewahrt hatten. Ordensgeistliche übernahmen gewöhnlich die Leitung dieser geistlichen Übungen, zu denen sich zahlreiche Teilnehmerinnen einfanden, und die überaus segensreich auf alle wirkten. In der jetzigen Zeit besteht noch diese schöne Sitte, die früheren Zöglinge zu einer geistlichen Erneuerung einzuladen, und Gott allein kennt das Wirken Seiner allmächtigen Gnade durch diese stillen Tage der Einsamkeit, zu der sich die Insel in ihrer Weltabgeschiedenheit so besonders eignet. Auch den Pensionären werden im Anfang des Wintersemesters zur Geisteserneuerung einige Tage geboten, die mit dem Feste Allerheiligen ihren feierlichen Abschluß finden und sich als ein vortreffliches Mittel zur Erhaltung des im Pensionat herrschenden, guten Geistes erweisen.

Doch kehren wir zum Jahre 1870 zurück, wo sich schon die dunklen Wolken am Horizont zeigten und nahes Unheil für die Kirche in unserm Vaterlande ahnen ließen.





Dreizehntes Kapitel.

Sechs Jahre waren unter dem segensreichen Wirken von Mutter Camilla über die Insel dahingegangen, als plötzlich ein Ereignis die Blüte des Pensionates zu zerstören drohte. Im Sommer 1870 drang die Nachricht von dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich in die stillen Klostermauern, und schon am folgenden Morgen wurden einige Ausländerinnen von den besorgten Eltern nach Hause geholt. Ihnen folgte bald ein Drittel der Pensionäre und deshalb beschloß man, die Ferien früher als gewöhnlich zu beginnen; nur verhältnismäßig wenige Zöglinge blieben auf der Insel zurück.

Mit Vertrauen wandte man sich an die liebe Gottesmutter, um sie um Abwendung jeglicher Gefahr zu bitten, und sie zeigte auch jetzt wieder die Macht ihrer Fürbitte. Die Ordensfrauen blieben von Kriegslasten fast ganz verschont, nur einmal hatten sie einen Tag und eine Nacht 20 Mann Einquartierung. Die täglich vorüberfahrenden ungeheuren Eisenbahnzüge mit Soldaten, sowie die zahlreichen mit Militär besetzten Schiffe verursachten ihnen keinerlei Beschwerden, wohl aber machten sich die Folgen des langwierigen Krieges jetzt schon und besonders während des kalten Winters bemerkbar. So konnte man z. B. aus Mangel an Transportmitteln nicht hinreichend Kohlen erhalten und mußte eine geraume Zeit hindurch Holz brennen, dessen Vorrat gerade soweit ausreichte, daß man nicht in große Verlegenheit kam.

Mutter Aloysia, die Generaloberin, war gleich beim Ausbruch des Krieges zum Kriegsschauplatze abgereist; sie hatte schon im Jahre 1864 und 1866 mit 15 Schwestern auf den Schlachtfeldern durch Pflege der Verwundeten so ausgezeichnete Dienste geleistet, daß jetzt wiederum der Ruf an sie erging. Mehrere Schwestern begleiteten sie, unter ihnen auch eine aus der Ordensgemeinde

Nonnenwerth. Wohl manche wäre ihr gerne gefolgt; doch die Zurückbleibenden fanden eine kleine Entschädigung, indem täglich mehrmals einige nach Rolandseck gingen, um die vorüberfahrenden Schwerverwundeten zu verbinden, zu erfrischen und zu trösten. Auch verfertigten Schwestern und Kinder eine Menge Kleidungsstücke für die in Kalk bei Köln gefangenen Franzosen, welche Mutter Camilla besucht hatte, und die das tiefste Mitleid in ihr wachgerufen hatten. Die Freude und Dankbarkeit der armen Gefangenen, als sie am heiligen Weihnachtsfeste mit der reichen Schenkung bedacht wurden, war überaus groß; einige suchten durch kleine Handarbeiten, die sie sich in der langwierigen Gefangenschaft ausgedacht, den Ordensfrauen und ihren Zöglingen einen Beweis der Erkenntlichkeit zu geben.

Trotz der unruhigen Zeit hatten sich mit Beginn des Wintersemesters eine beträchtliche Zahl von Kindern eingefunden, wenn auch die Insel selbst weniger unter den Kriegsstürmen litt, blieb man doch keineswegs teilnahmslos bei der Freude, welche die Nachricht des Friedens so vielen Tausenden brachte. Am 22. März wurde in feierlicher Weise das Friedensfest begangen, das seinen Abschluß in der Illumination des Hauses fand.

Ein unvergeßlicher Tag des Jahres 1871 war das 25jährige Jubiläum des heiligen Vaters Pius IX. Doch lassen wir hier die Chronistin selbst reden:

„Wenn je das Eiland im schönsten Schmucke der Freude geprangt hat, so war es an diesem Tage. Eifrig hatten Schwestern und Kinder Vorbereitungen dafür getroffen; jede war tätig bei den Transparenten und Inschriften, bei den zahlreichen Guirlanden und Triumphbogen, welche das Haus und den Garten zieren sollten. Endlich am Vorabend war das Werk vollendet. Laubgewinde, mit Blumen durchflochten, schlangen sich von Fenster zu Fenster; dazwischen wehten bunte Fähnchen; Inschriften wie: „Eviva Pio nono!“ mit der Papstkrone und weithin leuchtende Buchstaben gaben unserem Glück und unserer Begeisterung Ausdruck und sollten allen Vorüberfahrenden zeigen, daß die Bewohner der Insel treu an Rom, treu bis zum letzten Atemzuge wie Kinder an ihrem Vater hangen. An der Hauptfassade wie an den beiden Seitenfronten des Hauses thronte das Bild des Hochverehrten, mit Blumen eingefaßt, von Efeuranken umschlungen. Der Weg bis zur Anfahrt

am Rhein war mit Triumphbogen besetzt, dazwischen unsere jubelnde Kinderschar, deren Gesang sich in das Geläute der Glocken mischte. Noch lauter wurde die Freude am Morgen des Festes selbst. Unaufhörlich schallten die lieblichen, von Schwester Paula Hermes [1]) für diese Gelegenheit gedichteten Piuslieder. Um 10 Uhr war ein feierliches Hochamt mit nachfolgendem Te Deum in der festlich geschmückten Kirche.

Der Glanzpunkt der Feier entfaltete sich am Abend. Als die Dämmerung anbrach, wurde das ganze Haus illuminiert. Nun erst strahlten die vielfarbigen Transparente in blauen, roten und gelben Lettern und Symbolen. Von Zeit zu Zeit flammte bengalisches Feuer auf, und es erschien bald die eine, bald die andere Seite des Hauses abwechselnd in grüner und roter Beleuchtung. In den Anlagen ließ man Raketen steigen, dazwischen wurden Feuerkugeln aufgelassen, Sonnen- und Feuerräder abgebrannt, und immer wieder hörte man in den Gesangschören ein Lebe hoch auf den, welchem alle die Freudenbezeugungen, all der Jubel galt. Erst gegen Mitternacht wurde der hohen Begeisterung des Tages in einem innigen Gebete für Pius IX. ein Ende gemacht." —

Die kirchlichen Verhältnisse gestalteten sich immer mißlicher, und die Aussichten für die Zukunft waren recht trübe. Schon war den hochwürdigen Patres Jesuiten jede seelsorgliche Tätigkeit untersagt. Ein besonderer Trost war es für die Schwestern, den um die Insel so hochverdienten P. Xaverius Kaufmann, welcher um diese Zeit wieder Oberer auf dem Apollonarisberg bei Remagen geworden war, in ihrer Nähe zu haben und unter seiner Leitung die geistlichen Übungen zu machen. P. Xaverius wurde auch Beichtvater der Schwestern, bis ein Schlaganfall ihn zu diesem Amte unfähig machte.

Bei den kirchlichen Wirren ahnten die Schwestern, daß ihres Bleibens im deutschen Lande nicht sei, doch wußten sie nicht, wie lange es ihnen noch vergönnt sein werde, ihre Wirksamkeit unter den Lieblingen des Herrn auf der Rheininsel zu entfalten. Vertrauensvoll stellten sie alles Gott anheim. Dennoch traf Würdige Mutter in Anbetracht der sich immer trauriger gestaltenden Zeitverhältnisse Fürsorge. Sie glaubte, die Insel dem Orden und

[1]) † 3. Oktober 1886.

ihrer gesegneten Bestimmung am sichersten zu erhalten, wenn sie dieselbe käuflich dem Herrn Grafen Max von Loe abtrete. Er wurde also Besitzer des Liebfraueneilandes, wo unter seinem Schutze und im Vertrauen auf das heilige Herz Jesu und die Inselkönigin Maria die Schwestern ruhig weiter arbeiteten und ganz ihrer stillen heiligen Pflicht lebten.

Das Jahr 1874 brach an, und obgleich in dem bewegten Jahre 1873 manch andere Erziehungsanstalt hatte geschlossen werden müssen, hatte Gott die Schwestern auf der Rheininsel in ihrem stillen Wirkungskreise gelassen. Bis zum Mai 1875 floß die Zeit in ungestörter Tätigkeit dahin; doch da wurden in Berlin Gesetze erlassen, die das segensreiche Wirken der heiligen Kirche und der Ordenshäuser immer mehr hemmten und den letzteren unverhohlen ankündigten, daß einzelne auch nur im besten Falle einen Aufschub von vier Jahren zu erwarten hätten. Mit aller Inbrunst nahmen die Schwestern ihre Zuflucht zum Gebete, und Mutter Camilla ordnete mit Gutheißung der Würdigen Mutter die ununterbrochene Anbetung des heiligen Sakramentes an. Die Schwestern löften sich, vor dem Tabernakel knieend, in regelmäßiger Ordnung vom Morgen bis zum Abend alle halbe Stunden ab. Der Himmel schien sich dem Flehen nicht neigen zu wollen; denn in verschiedenen Ordenshäusern der Rheinprovinz wurde die Unterrichts- und Erziehungstätigkeit untersagt. Mutter Camilla sah sich nach einem Aufenthaltsorte um, wohin die Anstalt im Falle der Auflösung verlegt werden könnte, und sie mietete zu diesem Zwecke eine große, bei Mastricht gelegene Besitzung, „Grande Suisse“ genannt. Mehrere der Lehrschwestern unterzogen sich in Mastricht einem Examen, welches ihnen das Recht erwarb, den deutschen Unterricht auf außerdeutscher Erde fortzusetzen. Die Schwestern fuhren unterdes in ihrem eifrigen Gebete fort, versäumten aber auch nicht, andere ihnen zu Gebote stehende Mittel zu ergreifen, um eine längere Frist bis zur Ausweisung zu erhalten. So wandte Mutter Camilla sich in einem Bittgesuch an die Kaiserin Augusta, welche dasselbe eigenhändig beantwortete, und huldvoll ihre Befürwortung beim Kaiser versprach.

Es kam vorläufig kein näherer Befehl, und so begannen die Schwestern wiederum mit Vertrauen ein neues Semester, immer hoffend und betend und doch täglich auf den Befehl der Ausweisung gefaßt. Da ging ihnen Ende Februar 1876 die ministerielle Ver-

fügung zu, daß sie bis auf weiteres fortwirken dürften. O, welche Freude, welcher Sonnenstrahl in jener trüben, umwölkten Zeit! Gott und seine heilige Mutter hatten geholfen! Dankbare Anerkennung zollten die Ordensfrauen jedoch auch dem Herrn Landrat von Groote und Bürgermeister Beinhauer, die ihre Angelegenheit wohlwollend unterstützt hatten. Im Juli d. J. brachte ein Schreiben des erstgenannten Herrn die Verfügung des Kultusministers Falk, daß weltliche Anstalten, die jenen auf der Rheininsel entsprächen, noch nicht gegründet werden könnten, die Schwestern also bis auf weiteres ihre Tätigkeit fortsetzen könnten. Groß war wiederum die Freude, welche diese Nachricht hervorrief, wenngleich mit stiller Wehmut vermischt. Die andauernd trüben Zeiten schlossen ja die Hoffnung aus, gänzlich von der Ausweisung verschont zu bleiben; es war eben nur eine Gnadenfrist, welche man gewährt hatte.





Vierzehntes Kapitel.

Der 4. Oktober 1878 war angebrochen, jener Tag, an dem das Fest des heiligen Franziskus in allen Klöstern dieses großen Ordensstifters gefeiert wird. Gott hatte den Inselbewohnern für denselben eine besondere Prüfung zugedacht; Herr von Groote machte seinen Besuch und sprach der Oberin seine Befürchtungen aus, daß wohl ihres Bleibens auf der Insel nicht lange mehr sei. Und in der Tat, am 19. November, dem Feste der heiligen Elisabeth, ging den Schwestern der Befehl zu, bis zum 1. Mai 1879, also innerhalb eines halben Jahres, das Institut und die klösterliche Niederlassung aufzulösen. Mit Ergebung und Mut nahmen alle die traurige Kunde hin. Nonnenwerth war die letzte Anstalt im Königreich Preußen, die der Ausweisungsbefehl traf.

Mutter Camilla machte den Zöglingen sogleich Mitteilung von der ministeriellen Bestimmung, und mit wahrer kindlicher Anhänglichkeit versicherten alle, die geliebten Erzieherinnen ins Ausland begleiten zu wollen. Natürlich bedurfte es dazu der Einwilligung der Eltern; diese erklärten alle, daß ihre Kinder mit ihnen auswandern sollten, wohin sie auch zögen. Sie hielten Wort. Alle fanden sich in „Grande Suisse“ wieder ein. Viele, die der Anstalt nahe standen, empfanden es schmerzlich, daß das schöne Institut nicht mehr bestehen sollte, und im Dezember regte eine Dame, eine frühere Schülerin von Nonnenwerth, den Gedanken an, die Mütter Rheinlands und Westfalens sollten sich an den Kaiser wenden, um von Sr. Majestät das Fortbestehen der Anstalt zu erflehen. Diesen Gedanken setzten einige Damen in liebevollster Weise ins Werk, und schon Januar ging eine Eingabe mit mehreren

tausend Unterschriften an den Kaiser ab. Se. Majestät nahm dieselbe huldvoll entgegen und äußerte dem Ministerium den Wunsch, die Anstalt erhalten zu sehen. Infolge dessen erschienen am 10. Februar Herr Schulrat Linnig und Regierungsrat Nöll. Die beiden Herren examinierten die Zöglinge der obern Klassen und äußerten sich über die Leistungen befriedigt. Doch auf die Bedingungen, unter denen die Anstalt fortbestehen sollte, konnte Mutter Camilla nicht eingehen. Es handelte sich nämlich darum: die Schwestern sollten auf das gemeinschaftliche klösterliche Leben verzichten und das Institut allmälich in die Hände weltlicher Erzieherinnen überleiten. Mutter Camilla bat deshalb nur um die Begünstigung, die klösterliche Niederlassung als krankenpflegende bestehen zu lassen.

Am 14. März erschienen wiederum zwei Herren aus Berlin sowie Regierungspräsident von Neefe aus Koblenz, um neuerdings zu verhandeln und die Mitteilung zu machen, das Gesuch um Krankenpflege sei abgelehnt. Sie bedauerten, daß die Oberin auf die gestellten Bedingungen, das Institut zu erhalten, nicht eingehen wollte. Doch Gott wollte nicht, daß das Eiland profanen Zwecken diene. Mutter Camilla, von mehreren Seiten ermutigt, erneuerte ihr Gesuch zum Zwecke der Krankenpflege. Sie wandte sich dieses Mal an Herrn Herwarth von Bittenfeld. Schon bald erhielt sie die Antwort des Herrn Feldmarschall: daß er das betreffende Gesuch beim Kaiser unterstützt habe.

Herr Landrat von Groote und Herr Bürgermeister von Lassaulx bemühten sich, für ein Bittgesuch Unterschriften zu sammeln, um der Umgegend von Nonnenwerth die krankenpflegende Tätigkeit der Schwestern zu erhalten. Da zeigte sich in rührender Weise die treue Anhänglichkeit des Volkes an die Ordensfrauen. Bei der unerwarteten Aufforderung verließen die Winzer den Weinberg, die Schiffer den Kahn und eilten zu den Schulsälen, wo in großer Eile Unterschriften gesammelt und nach Berlin entsandt wurden. Die bereits erwähnten Damen schickten auch wieder eine Bittschrift um Krankenpflege ein. Und Gott lenkte die Herzen: am 23. April kam Herr Regierungsrat Nöll mit wahrer Freude, um die von Berlin eingelaufene Genehmigung zu dem Fortbestand der Niederlassung zum Zwecke der Krankenpflege mitzuteilen und zugleich die Verlängerung des Endtermins

zur Auflösung des Erziehungsinstitutes bis zum 1. Juni. Zahlreiche Glückwunschschreiben gingen den Schwestern zu, zahlreiche Beweise der Freude über das Fortbestehen der Genossenschaft auf der Rheininsel.

General Herwarth von Bittenfeld, den Mutter Camilla sogleich benachrichtigt hatte, gab seiner Freude in folgendem Schreiben Ausdruck:

Bonn, 28. April 1879.

Euer Hochwürden

Schreiben vom 26. d. M. hat mich sehr erfreut, weil ich daraus ersehe, daß Ihr Wunsch in Erfüllung gegangen und die vortrefflichen Krankenpflegerinnen auf Nonnenwerth verbleiben dürfen. Wenn die Unterstützung Ihres Gesuchs durch mich bei unserm erhabenen Kaiserlich Königlichen Herrn etwas zu dem günstigen Resultat beigetragen haben sollte, so würde mir das zur größten Befriedigung gereichen.

Die hochschätzbaren barmherzigen Schwestern, welche meine Truppen nach Schleswig-Holstein 1864 und nach Österreich 1866 begleitet haben, sind mir als wahre helfende Engel erschienen sowohl in ihrer so überaus saubern äußern Erscheinung als wegen ihrer unverdrossenen, stets bereitwilligen christlichen Tätigkeit, die so viel Trost und Linderung gebracht hat bei meinen kranken und verwundeten Kameraden, und an die ich mit Rührung und inniger Dankbarkeit zurückdenke. Gott segne die teuren frommen Schwestern. . . . . . .

So war denn über das Geschick der Insel entschieden. Die liebe Jugend mußte fort und alle jene Schwestern, die sich mittelbar oder unmittelbar mit deren Unterricht und Erziehung befaßten. Nur einige dieser letztern, darunter auch Amalie von Faber, Schwester Hildegardis, blieben zurück. Dieselbe hatte immer als Erzieherin segensreich gewirkt; doch war sie nun hoch bei Jahren und verlangte, auf dem stillen Inselland ihre Tage zu beschließen; mit ihr behielten einige kranke und bejahrte Schwestern ihr Domizil hierselbst. Die altehrwürdige Stätte blieb ihrer Bestimmung erhalten; das Lob des Herrn, das seit siebenhundert Jahren in dem Kirchlein vor dem Tabernakel erschallte, sollte durch den Kulturkampf nicht unterbrochen werden. Alle waren voll innigen Dankes gegen Gott,

der sich Nonnenwerth so gnädig erwiesen, voll Dank aber auch gegen die liebe Gottesmutter, vor deren Bilde im Buchenhain die Schwestern so oft gesungen:

„Laß den Sohn, den lieben,
Nicht vom Eiland fort,
Halt Ihm Seine Bräute
Auch am heiligen Ort.





Fünfzehntes Kapitel.

Der Frühling zog ein, und die Insel prangte in ihrem schönsten Schmucke. Doch im Innern des Hauses wurde es öder und trüber. Die Zöglinge waren mit wenigen Ausnahmen am 23. April 1879 in die Ferien abgereist, und die sonst so belebten Räume standen leer und verlassen. Nur die schweren Tritte der Arbeiter, welche die Menge der Haus-, Schul- und Küchengeräte verpackten und zur Bahn förderten, schallten durch die weiten Gänge; und wie die geschäftigen Dienstleute rührten auch die Schwestern alle Hände. Der Transport geschah mittels der Eisenbahn und zwar in 23 Waggons, von denen täglich zwei verladen wurden. Die ganze Umgegend nahm den regsten Anteil an dem Schicksal der Ausgewiesenen; besonders waren es die Armen, die jeden Tag die rührendsten Beweise der Anhänglichkeit an die Ordensfrauen gaben.

Niemand konnte es leugnen, es war kein kleines Opfer, das traute Nonnenwerth, das in jeder Hinsicht so zweckdienlich eingerichtet gewesen und nach so vielen Richtungen sich vorteilhaft entwickelt hatte, zu verlassen. Doch die Schwestern brachten ihr Opfer voll Ergebung in den Willen Gottes. Die Behörde hatte die Bitte ausgesprochen, man möge den Umzug möglichst ruhig vornehmen; allein dazu war jede Möglichkeit abgeschnitten. Schon waren die meisten Schwestern vor und nach ins Exil gereist, je nachdem man ihrer dort bei den verschiedenen Arbeiten bedurfte. Auch Mutter Camilla war vorausgeeilt, um den Nachkommenden einen möglichst angenehmen Empfang zu bereiten. Der eigentliche Tag der Abreise war der 24. Mai, ein Fest der lieben Gottesmutter, „die Hilfe der Christenheit“. In der Morgenfrühe reisten die zurückgebliebenen 17 Zöglinge mit den Klassenschwestern ab; die übrigen wurden ihnen an den verschiedenen Stationen von den

Eltern zugeführt. Schon am Ufer nahmen weinende Armen die Reisenden in Empfang und geleiteten sie bis zum Bahnhof in Rolandseck. Dort fanden sich viele Mütter mit ihren Kindern ein; an den meisten fernern Stationen harrten frühere Zöglinge, um ihren geliebten Erzieherinnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Manch duftender Blumengruß wurde den schlichten Ordensfrauen überreicht, besonders in Köln, wo sich eine ganze Anzahl früherer Pensionärinnen eingefunden hatte, und mit Blumen wahrhaft überladen, kamen die Auswanderer in Aachen an. Getrost überschritten sie die deutsche Grenze, und gegen 6 Uhr hielt der Zug vor dem neuen Asyl, einem hohen, stattlichen Gebäude, dem Mutter Camilla den Namen Marienwerth (Marienwaard) gegeben hatte, der in goldenen Lettern in der Spitze des Giebels weit hinaus erglänzte; die neue Heimat sollte ebenfalls Maria geweiht sein. Nachdem Mutter Camilla und die schon anwesenden Schwestern die Ankömmlinge aufs herzlichste begrüßt, stiegen die Klänge des „O sanctissima“ aus frohen dankbaren Herzen zur lieben Gottesmutter empor, die auch dieses Haus in ihren mütterlichen Schutz nahm und zur Ehre ihres göttlichen Sohnes sich entfalten ließ.

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu der verlassenen Insel zurück. Für die wenigen dort zurückgebliebenen Schwestern war es eine große Anforderung, die weitausgedehnten Räumlichkeiten in Ordnung zu halten, obwohl viele derselben leer und unbewohnt waren. Man freute sich daher, als sich im Juni die ersten Kostdamen einfanden, deren Zahl sich im Laufe der Zeit stetig mehrte, so daß wohl 30 ältere, meist leidende Damen auf der Insel Genesung und Erholung suchten. Im übrigen erstreckte sich die Tätigkeit der Schwestern auf die Pflege der Kranken in Rolandseck und der Umgebung.

Die Damen bewohnten hauptsächlich die freundlichen Räume des ersten Stockwerkes, die früheren Klassenzimmer. Dieselben waren durch Einfügung einiger leichten Mauern in kleine Zimmer geteilt worden, da sie allzu geräumig waren. Außer jenen Damen suchte auch der hochwürdigste Herr Weihbischof Baudri in den warmen Monaten Nonnenwerth auf, um hier seine Sommerfrische zu genießen, und er behielt diese Gewohnheit noch bei, nachdem die Schwestern aus der Verbannung zurückgekehrt waren. Seine Gegenwart veranlaßte viele Kirchenfürsten und hohe Persönlichkeiten zum Besuche der Insel.

Trotz der verhältnismäßig hohen Zahl Kostdamen stand noch ein großer Teil des Hauses unbewohnt, und deshalb beschloß die Generaloberin der Genossenschaft, Mutter Alphonsa, die 1876 zur Nachfolgerin von Mutter Aloysia gewählt worden war, die Ordensgemeinde von Heer bei Mastricht mit dem dort befindlichen Haushaltungspensionat nach Nonnenwerth übersiedeln zu lassen. So trafen dann 10 Schwestern, von 14 jungen Mädchen begleitet, auf der Insel ein.

Die Sache war jedoch seitens der Regierung nur unter der Bedingung gebilligt worden, daß eine weltliche Vorsteherin die Leitung übernehme. Die beiden Fräulein Elisabeth und Marianne Schweden aus Düsseldorf unterzogen sich bereitwilligst der ihnen von der Generaloberin angebotenen mühevollen Aufgabe. Die Schwestern freuten sich und dankten Gott, daß auf der Insel nun wieder ein Erziehungsinstitut erblühe; doch schon bald sollte ihre Freude gestört werden. Im Anfang des Jahres 1883 verbreitete ein wohlgemeinter, aber unkluger Zeitungsartikel die irrige Meinung, das Pensionat stehe unter der Leitung der Schwestern. Da die Gesetze dies streng untersagten, wurde den beiden Fräulein Schweden das Recht zur Führung des Pensionates entzogen.

Schon waren für den Herbst zahlreiche Anmeldungen eingelaufen; darum wandte Fräulein Marianne Schweden sich an das Ministerium in Berlin, um die von der Regierung getroffene Verfügung rückgängig zu machen. Es kam nun eine unruhige, sorgenvolle Zeit für die Ordensfrauen, in der das Fortbestehen des Pensionates oft sehr gefährdet ward. Die Verhandlungen in Berlin zogen sich in die Länge, und erst mit Beginn des Jahres 1885 erhielt Fräulein Marianne Schweden, deren Schwester Elisabeth inzwischen gestorben war, die Konzession zur Leitung des Haushaltungspensionates. Es war jedoch die Bedingung daran geknüpft, daß die Schwestern sich der Mitwirkung an der Erziehung der Zöglinge vollständig enthielten. Um jeden Verkehr zu verhindern, ließ die Behörde an verschiedenen Stellen des Hauses Absperrungen anbringen und durch häufige Besuche des Landrates die Beobachtung der diesbezüglichen Vorschriften strenge überwachen.

Natürlich war diese Einrichtung den Schwestern schmerzlich, und immer lebhafter wurde der Wunsch, sich wieder an der Erziehung beteiligen zu können. Sie beteten viel und wandten sich

an die der Anstalt wohlwollende Gräfin Herwarth von Bittenfeld, z. Z. Hofdame der Kaiserin Augusta. Diese überreichte der hohen Frau eine Bittschrift der Oberin von Nonnenwerth, die gnädige Aufnahme fand. Im Oktober 1886 erkannte das Ministerium den Schwestern das Recht zu, das Pensionat selbst zu leiten.

Mit der größten Freude wurde diese Nachricht begrüßt; alle dankten Gott und der Inselkönigin, und das Glück des Herzens machte sich wie in innigem Gebete auch in äußerer Festlichkeit kund.

Nunmehr konnte sich das Pensionat freier entfalten; es war von einem hemmenden Drucke befreit. Die Zahl der Zöglinge mehrte sich, ebenso die der Damen, so daß zur günstigen Jahreszeit alle Räume des Klosters besetzt waren. Gar manches junge Mädchen hat in der Haushaltungsschule auf Nonnenwerth eine gediegene Anleitung und Ausbildung erhalten und dadurch den Grund zu seinem zukünftigen Glücke gelegt.





Sechzehntes Kapitel.

Im Jahre 1887 lichteten sich die Wolken am politischen Horizont; die Verhältnisse gestalteten sich günstiger für die hartbedrängte heilige Kirche. Es wurde die im Jahre 1876 vollzogene Eigentumsübertragung der Insel an den Grafen Loe, der den Ordensfrauen stets ein selbstloses Interesse und Wohlwollen entgegenbrachte, rückgängig gemacht. Nonnenwerth ging wiederum in den Besitz der Genossenschaft über. Bis zum Jahre 1889 hatte man daselbst in dem veränderten Wirkungskreise segensreich weitergearbeitet; die schöne Insel war für die Kostdamen sowie für die Zöglinge des Haushaltungspensionates ein lieber Aufenthalt geworden. Es erregte daher großes Bedauern bei denselben, als die Zeit kam, wo sie nach einem neuen Orte übersiedeln mußten, um dem zurückkehrenden Pensionat Platz zu machen. Den ausgewiesenen Orden, die sich mit Erziehung und Unterricht der Jugend befaßten, wurde nämlich um diese Zeit die Rückkehr ins deutsche Vaterland gestattet, und deshalb beschloß Mutter Camilla, die im Jahre 1888 zur Generaloberin der Genossenschaft gewählt worden war, auch der Insel das wissenschaftliche Pensionat wiederzugeben, wogegen der dortige Wirkungskreis nach Marienwerth, dem liebgewonnenen Asyl der im Jahre 1879 Verbannten, verlegt werden sollte.

In Marienwerth wurde die Nachricht der Rückkehr auf die Insel recht freudig aufgenommen. Dort stand das Pensionat in schönster Blüte, und die Schwestern hatten ihr Exil so liebgewonnen, daß der Freude die Wehmut nicht fehlte. Besonders schmerzte es die Scheidenden, daß der Kursus zur Ausbildung von Lehrerinnen, der seit dem Beginn des Pensionates im Ausland mit demselben vereinigt worden, nicht mit nach Nonnenwerth übersiedeln durfte,

was eine tiefempfundene Trennung zwischen Schwestern und Zöglingen herbeiführte.

Die Schwestern reisten vor und nach zur Insel ab, und am 5. September verließen die letzten derselben Marienwerth und eilten der deutschen Heimat zu, wo nun eine großartige Arbeit begann, um alles für den baldigen Empfang der Zöglinge instand zu setzen. Nicht mehr alle, die vor 10 Jahren ins Ausland ausgewandert waren, kehrten zurück; einige, darunter auch die bereits erwähnte Schriftstellerin Schwester Paula Hermes, waren der Gemeinde durch den Tod entrissen worden. An Stelle von Mutter Camilla, die, wie wir bereits hörten, Generaloberin der Genossenschaft geworden, war Schwester Seraphine Lüders getreten, die schon seit dem Jahre 1871 den pädagogischen Kursus zunächst auf der Karthaus und seit 1879 in Marienwerth in mustergültiger Weise geleitet hatte, also schon 10 Jahre in der Ordensgemeinde, deren Vorsteherin und Mutter sie nun ward, gelebt hatte.

Das Fest Mariä Geburt vereinigte die Schwestern alle, und nun wurde unermüdlich gearbeitet; Maurer, Schreiner, Schlosser, Anstreicher und zahlreiche Dienstleute waren im Innern des Hauses beschäftigt. Am 26. September war der Anfang des neuen Semesters, einstweilen nur mit 88 Zöglingen, da der teilweise noch unvollendeten Räume halber eine größere Zahl nicht aufgenommen werden konnte. Im Laufe des Jahres wurde rastlos gearbeitet und besonders die Räumlichkeiten des zweiten Stockwerkes bedeutend erweitert. Es sollte nämlich im Herbst 1890 mit dem bestehenden Wirkungskreise noch ein anderer vereinigt werden. Nonnenwerth sollte durch Verlegung des deutschen Noviziates auf die Insel zum deutschen Mutterhause erhoben werden.

Früher war das deutsche Noviziat in Capellen bei Geldern im Kloster St. Bernardin gewesen, welches vor dem Kulturkampfe mit einem blühenden Pensionat verbunden war. Zur Zeit der kirchlichen Wirren ging dieses Noviziathaus ein, und die deutschen Ordenskandidatinnen mußten ihr Noviziat in Heythuizen in Holland machen. Einige Jahre stand das schöne St. Bernardin vollständig leer, bis den Schwestern gestattet wurde, die Idioten- und Irrenanstalt von Zons dorthin zu verlegen. Etwas später erlaubte die Regierung die Aufnahme von Novizinnen, und so wurde St. Ber-

nardin wieder das Noviziatshaus deutscher Töchter, eine Pflanzschule der Genossenschaft.

Der Gedanke jedoch, in einer Irrenanstalt den Eintritt in den Orden zu machen, hatte etwas Abschreckendes, ja hielt manches junge Mädchen, dessen Beruf unzweifelhaft war, vom Eintritte ab. Deshalb wurde es zur Notwendigkeit, das Noviziat in ein anderes Haus zu verlegen, und welches wäre wohl geeigneter gewesen, als das ruhige, friedliche Nonnenwerth? Nachdem der Plan zur Reife gelangt und allseitig genehmigt worden, begannen die baulichen Veränderungen.

Am 6. November 1890 konnte das Noviziat eröffnet werden: aus den verschiedenen Filialen, besonders aus Kapellen eilten die Novizinnen herbei, um von jetzt ab auf der stillen Rheininsel den Grund zu ihrem Ordensleben zu legen.

Diesem Tage folgte der dem göttlichen Herzen Jesu geweihte erste Freitag; da gewährte es einen schönen Anblick, der das Herz mit Dank und Liebe gegen Gott erfüllte, als zum ersten Male die große Schar der Novizinnen und der aufgenommenen Postulantinnen sich den Profeßschwestern, der nun an 140 Mitgliedern zählenden Ordensgemeinde anschloß, um das Sakrament der Liebe zu empfangen.

So war Nonnenwerth eine blühende Erziehungsanstalt und zugleich die Pflanzstätte der Genossenschaft, und diese beiden Wirkungskreise vereinigt es in seinem Schoße bis auf den heutigen Tag.





Siebzehntes Kapitel.

Es war am 13. Mai 1891, dem Tage, an dem zum ersten Male nach beinahe 33 Jahren auf der Insel die Feier der Einkleidung und Gelübdeablegung stattfinden sollte. Schon abends vorher war der hochwürdigste Herr Bischof Dr. Korum erschienen, der nach dem Tode des Bekenner-Bischofs Eberhard und nach vierjähriger Verwaisung der Diözese den bischöflichen Stuhl von Trier bestiegen hatte, und wie seine erlauchten Vorgänger der Ordensgemeinde Nonnenwerth und ihrer Wirksamkeit ein väterliches Interesse entgegenbrachte. Er selbst wollte diese erste Feier vornehmen, was natürlich den Glanz und die Festlichkeit des Tages um vieles erhöhte. Mit welchem Jubel sahen alle den verehrten Oberhirten in dem beflaggten Kahne auf den Fluten des Rheines nahen, mit welch dankbarer Freude wurde er begrüßt!

. . . . . „Die Kirche war mit Andächtigen gefüllt, die Altäre mit den reichen Blumenspenden des Maies und mit brennenden Kerzen geschmückt. Der hochwürdigste Herr im Festornat, von vielen Priestern begleitet, begab sich zur Kirchenpforte, um die dort harrenden Bräute in Empfang zu nehmen. Folgen wir ihnen, um im Geiste der Feier in ihren erhebenden Einzelheiten beizuwohnen!

„Veni sponsa Christi!“ so ladet der hohepriesterliche Hirte die vor der Kirche bereitstehenden Bräute Christi ein, worauf die hellen Stimmen der Sängerinnen auf dem Chor einfallen und die Antiphon zu Ende führen. Die Geistlichkeit wendet sich nun dem Altare zu, die Bräute folgen und ziehen zur Kirche ein; weißgekleidete Mädchen schreiten vor ihnen her und streuen ihnen Blumen auf den Weg. Eine große Zahl ist es, die sich dem Herrn weihen will: 18 Postulantinnen im Schmuck der weltlichen Braut, in weißseidenen Gewanden mit Schleier und Myrte geschmückt,

den Blick jedoch gesenkt auf das ernste Bild des Gekreuzigten in ihrer Hand; 23 Novizinnen, die schon das Ordenskleid tragen, auf dem Haupte den weißen Schleier und die Dornenkrone, bereit, nach zweijähriger Prüfungszeit die heiligen Gelübde abzulegen.

Unter den Klängen der Orgel und dem Gesang der Schwestern langt der Zug vor den Stufen des Altars an, und das hochfeierliche Amt beginnt. Nach dem Evangelium wird dasselbe unterbrochen; der Bischof wendet sich an die Postulantinnen und nach ihnen an die Novizinnen mit der Frage: „Was ist Euer Begehr?"

Nachdem die Gefragten ihre Bitte vorgetragen, hält Se. Bischöflichen Gnaden die Festrede, in der er die große Bedeutung des Ordenslebens auslegt. Nach dieser wird die Litanei von Allen Heiligen gesungen, und nachdem die auf einem Tische zu Seiten des Altars liegenden Ordenskleider gesegnet sind, tritt die erste Postulantin zum Altar; sie legt Kranz und Schleier ab, und empfängt dafür aus den hohepriesterlichen Händen die Ordenskleider. Durch eine Seitentüre neben dem Hochaltar schreitet sie hinaus. So schließt eine Kandidatin sich an die andere; nachdem die letzte Kleid und Schleier empfangen, kniet schon die erste, nun in der Ordenstracht, vor dem Bischof; er setzt ihr die Dornenkrone auf, gibt ihr den Ordensnamen und nachdem ihr noch eine brennende Kerze gereicht worden, kehrt sie an ihren Platz zurück.

Nun treten die Novizinnen einzeln zu den Stufen des Altars. Nachdem sie die Formel des Gelöbnisses laut und deutlich gesprochen, gibt ihnen der Offiziant die beglückende Versicherung:

„Wenn Du dieses hältst, verspreche ich Dir im Namen Gottes das ewige Leben."

Hierauf erhält sie den schwarzen Schleier, die Kordel, das Skapulier, statt der Dornenkrone einen Myrtenkranz und die brennende Kerze. Nachdem die letzte ihre Gelübde in die Hände des Bischofs niedergelegt, stimmt der Hochwürdigste Herr den Hymnus „Veni creator spiritus" an, alle Bräute werfen sich — die Kerzen haben sie abgegeben — ausgestreckt zu Boden, um dadurch anzudeuten, daß sie der Welt gestorben sind und fortan ein Leben mit Christus, verborgen in Gott, führen wollen. — Nun wird die unterbrochene Opferfeier am Altare weiter fortgesetzt. Bei der heiligen Kommunion treten zwei weißgekleidete Mägdlein

vor, verneigen sich vor dem Tabernakel und breiten das Kommuniontuch aus, woran nun die jungen Ordensschwestern, auf den Stufen des Altars kniend, das Brot des Lebens empfangen. Der Bischof reicht ihnen die Engelsspeise, während zwei Diakonen ihm assistieren.

Nach beendigtem Opfer stimmt der Oberhirt den Freudenpsalm an: Laetatus sum, und nach dessen Absingung den Psalm „In exitu Israel de Aegypto". Während desselben zieht die gottgeweihte Schar, begleitet von dem hohenpriesterlichen Hirten und der zahlreich versammelten Geistlichkeit, mit brennenden Kerzen in den Händen, durch die ehrwürdigen Klosterhallen zum Chore, um an der Stätte des Gebetes und der Andacht niederzuknieen. Ein feierliches Te Deum mit dem sakramentalischen Segen, dem noch das in weiten Kreisen so beliebte Franziskuslied folgt: „O Franziskus, Du Vater der Armen," bildet den Schluß des Hochzeitsfestes der Bräute Jesu Christi.

Das ist die Feier der ersten Einkleidung auf Nonnenwerth; seit jenem Tage findet dieselbe zweimal im Jahre statt, im Frühling und Herbst, aber mit dem Unterschiede, daß gewöhnlich der Hochwürdige Herr Dechant Müller aus Remagen sie als bischöflicher Kommissarius leitet.

Das Noviziat befindet sich zur Zeit in hoher Blüte; es zählt an 60 Novizinnen und 50 Postulantinnen. Alle haben ihr Tagewerk geteilt in Gebet und Arbeit, alle werden vorgebildet nach Neigung und Befähigung für ihre spätere Ordenstätigkeit. Viele sind den Profeßschwestern zur Arbeit beigegeben und finden ihre volle Beschäftigung in Haus und Hof, Küche und Keller, Feld und Garten. Andere werden ausgebildet in Kirchenstickereien, wieder andere erhalten ihre Vorbereitung als Kindergärtnerinnen, für Handarbeits-, Turn-, Zeichen- und Mal-Examen, kurz für den Unterricht in den verschiedensten Lehrgegenständen, die jetzt in den höhern Lehranstalten für Mädchen gefordert werden; manche endlich, die ihr höheres Lehrerinnen-Examen bereits bestanden und sich die erforderliche Zeit praktisch im Lehramte geübt haben, werden zum Besuch der Universität in Münster befähigt, um sich auf das Oberlehrerinnen-Examen vorzubereiten.

Auch die Krankenpflege, die in vielen Filialen Hauptfeld der Wirksamkeit ist, findet im Noviziate ihre Berücksichtigung, indem

der jeweilige Hausarzt, jetzt Dr. Faßbender von Remagen, regelmäßig Vorträge über dieselbe gibt. Zudem machen jährlich einzelne Schwestern das Apothekerexamen.

So ist Nonnenwerth der Mittelpunkt der deutschen Provinz, die ihre Filialen nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Brasilien hat, ja, trotz der Wirren in Deutsch-Südwest-Afrika auch dort ein Missionshaus gegründet hat, um Seelen für Gott zu gewinnen.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß das Pensionat gleichen Schritt hält mit dem Noviziat, sowohl hinsichtlich der Zahl der Zöglinge, die zwischen 130--140 schwankt, als auch inbezug auf die Leistungen.





Achtzehntes Kapitel.

Es war Mutter Camilla, seitdem die schwere Bürde des Generalates auf ihr ruhte, nicht möglich, sich ausschließlich wie in frühern Jahren der Insel zu widmen; auch hatte Gott ihr in Mutter Seraphine (Lüders) eine Nachfolgerin gegeben, die es verstand, ganz in ihrem Geiste dort fortzuwirken. Doch bewahrte Mutter Camilla für die Insel, auf welcher sie so lange gewirkt hatte, immer eine besondere Liebe und kehrte oft und gerne dort ein, wo sie sich zu ihrer Freude von dem immer schönern Aufblühen der Anstalt wie auch von vielen äußerlichen Verbesserungen überzeugte. Mitten in ihrer vollsten Tätigkeit hatte Mutter Camilla sich ein schweres Herzleiden zugezogen, wozu die übergroßen Anstrengungen ihres Amtes nicht wenig beitrugen. Vergebens suchte sie in Kreuznach Heilung; am 29. Oktober 1896 kehrte sie gebrochen zur Insel zurück, wo sie schon am 11. November ihrer Krankheit erlag. Es war wohl eine providentielle Fügung, daß die in gesunden Tagen so rastlos tätige Mutter die letzte Zeit vor ihrem Tode in stiller Einsamkeit verbrachte; im Bewußtsein ihres nahen Endes und in völliger Ergebung in den göttlichen Willen hatte sie die Rückreise angetreten und betätigte während der ihr noch verliehenen Tage in schönster Weise den Geist der kindlichen Hingebung, den sie aus dem innigen Verkehr mit Gott geschöpft hatte.

Im großen Sprechzimmer wurde die teure Hingeschiedene aufgebahrt und am 14. November auf dem stillen Friedhof zur ewigen Ruhe gebettet. Dort liegt sie nun an der Seite ihrer Vorgängerin, der seligen Mutter Angela, und harrt mit ihr des seligen Auferstehungsmorgens.

Die beiden Gräber zieren einfache Marmortafeln, die in goldenen Buchstaben den Namen und einige Daten ihres Lebens tragen. So oft die Erholungsstunde die Schwestern nach draußen

führt, besuchen sie den kleinen, traulichen Friedhof und verrichten unter dem großen Steinkreuz ein frommes Gebet für alle, die hier ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Nach Mutter Camilla wurde ihre Sekretärin und Reisebegleiterin Schwester Ludmilla (Birckman) durch einstimmige Erwählung an die Spitze der Genossenschaft gestellt; sie unterstützte in gleich liebevoller Weise das stetige Erblühen Nonnenwerths, wohin die Pflichten ihres Amtes sie oft führen, zu ihrer und der Schwestern Freude.

Mutter Seraphine wurde im Jahre 1900, als die Genossenschaft sich in zwei große Provinzen teilte, zur Provinzialoberin der deutschen Provinz gewählt, behielt jedoch als solche ihr Domizil in Nonnenwerth, wo sie seit der Rückkehr von Marienwerth der Ordensgemeinde und dem Pensionat vorgestanden hatte. Alle freuten sich, daß ihre neue Stellung sie nur zeitweise der Insel entführt.

Ihr folgte als Lokaloberin von Nonnenwerth am 11. Juni 1902 Schwester Dominika Körfer, unter deren Leitung Kloster und Pensionat heute noch steht.

Wir glauben unserer Arbeit keinen bessern Abschluß geben zu können, als indem wir das Bild der Insel so, wie sie heute ist, vor unserm Geiste erstehen lassen, wozu uns ein Rundgang über das Terrain und durch die Räume des stattlichen Klosters verhelfen soll.

Bei der Anfahrt nehmen weitästige Kastanien uns in ihren Schatten auf; nach Nord und Süd verzweigen sich verschiedene Wege, von denen wir jenen wählen, der uns zur Klosterpforte führt und uns schon einen Ausblick über die wohlgepflegten Anlagen, grünen Rasen, Blumenbeete und prächtigen Baumgruppen gestattet. Inmitten derselben thront heute die herrliche Statue der Unbefleckt Empfangenen, der Inselkönigin Maria, ein Kunstwerk des Professors Albermann aus Köln.

An die Anlagen schließen sich die verschiedenen großen Gärten; Gemüse, Obst, Blumen, alles ist in reichster Auswahl vertreten. Auch der kleine Friedhof liegt hier, von Trauerweiden überschattet. Westlich davon steigen wir, zwischen Gebüsch fast verborgen, zu einer schattigen Laube hinab, von der uns eine Treppe zu den

grünen Fluten des Rheines führt, zu einer kleinen, nach neuestem System eingerichteten Badeanstalt.

Grüne Wiesen dehnen sich bis zur Nordspitze aus, zu beiden Seiten von einladenden Spaziergängen begrenzt, die sich schließlich ins Buschwerk verlieren.

Schlagen wir von der Anfahrt die südliche Richtung ein, so gelangen wir in das schattige Wäldchen, wo manches lauschige Plätzchen zum Ruhen einladet, manches fromme Bild zur Andacht stimmt. Wir finden hier das kleine Mosaikkapellchen der heiligen Familie, die Grotte von Lourdes, ein anmutiges Bethlehem, die Statue des heiligen Antonius, unter den Zweigen einer Buche eine Mater dolorosa.

Im Wäldchen ist es, wo die Zöglinge an Sommertagen nicht nur ihre Erholung halten, sondern auch ihr Studium machen. Ein besonderes Vergnügen, welches in diesem Hain veranstaltet wird, ist der kleine Bazar auf Pfingstdienstag, die allerliebsten Waldfeste an geeigneten Sommertagen. Beim Jahrmarkt herrscht reges Treiben; Buden sind aufgeschlagen, in denen die Zöglinge ihre Ware feilbieten, umstanden von den kauflustigen Mitpensionärinnen, die nach Herzenslust Bilder, Karten, Andachtsgegenstände, Süßigkeiten ꝛc. ersteigern. Wer von ihnen erinnert sich in spätern Jahren nicht gern dieses Tages!

Zum Waldfest wird der Abend abgewartet, wo bunte Lampions das Laub der Bäume beleuchten; bengalische Feuer flammen auf, und in dem geheimnisvollen Licht erscheinen Zwerge, Elfen, Gnomen und Feen, die unter den Klängen der Musik und froher Lieder liebliche Szenen aufführen und muntere Reigen schwingen — ein Bild märchenhafter Schönheit!

Doch verlassen wir nun das Wäldchen und treten vor der Fronte des Hauses in die in italienischem Renaissance-Stil gehaltene Kirche ein. Im Jahre 1897 wurde dieselbe unter Oberleitung des Historienmalers Franz Müller neu polychromiert und vielfach verschönert; sie macht mit ihren drei steinernen, fein vergoldeten Altären, den schönen Malereien, dem stilgerechten Kreuzweg, der prächtigen Herz-Jesu-Statue und andern Zieraten einen hehren, zugleich lieblichen Eindruck. Durch die beiden Seitentüren gelangt man in die breiten, gewölbten, mit Mettlacher Plättchen neu gepflasterten Kreuzgänge, die ehedem ein kleines Gärtchen einschlossen,

welches aber in der neuesten Zeit in eine geräumige Glashalle umgewandelt wurde, zum Spiel- und Turnplatz der Zöglinge. Wir staunen über die massiven, meterdicken Mauern aus Quaderstein, die allen Stürmen und Unwettern trotzen, die im Winter die eisige Kälte nicht einlassen, im Sommer aber eine erquickliche Kühle bieten.

An die Kirche schließen sich die Sakristei und das Rektorat; nach der Nordseite hin ziehen sich die Sprechzimmer, nach Osten der Speisesaal der Zöglinge, von dem eine Treppe ins Freie auf den Spielplatz führt, den an der einen Seite eine Veranda, an der andern ein Treibhaus begrenzt. Ans Refektor der Kinder schließen sich die Küchen und andere neuangelegten Räumlichkeiten, die von jenen Zöglingen besucht werden, die nach vollendeter wissenschaftlicher Bildung die Haushaltung erlernen sollen: Backstube, Waschküche, Bügelzimmer ꝛc. Sie umschließen einen zweiten innern Hof, in dessen Mitte auf grünem Rasen eine große Statue des heiligen Franziskus sich erhebt. Nach Süden wird dieser Hof durch die weitausgedehnten Ökonomiegebäude abgeschlossen, zwischen denen ein dritter Binnenhof liegt, der einzig der Landwirtschaft dient.

Zum ersten Stockwerk führen mehrere Treppen; wir wählen jene, die uns in das Pensionat bringt. Da gelangen wir zunächst zu den Klassen, von denen einige einen prachtvollen Ausblick auf den vorüberrauschenden Strom gewähren. Die Ausstattung und Einrichtung zeigt, daß man in hygienischer wie wissenschaftlicher Hinsicht durchaus mit den Anforderungen der Zeit gleichen Schritt gehalten. Der kleine Gang, zu dessen Seiten die Klassenzimmer liegen, mündet in den geräumigen Studiensaal. Breite Korridore ziehen sich zwischen verschiedenen Privatzimmern, der Marienkapelle, der Bibliothek und dem Naturalienkabinett hin, in welchem eine Sammlung der seltensten Produkte aus den Missionen überseeischer Länder aufbewahrt wird.

Wir biegen nun in den westlichen Flügel ein und gelangen, an der Kirche vorüberziehend, zu der hochgewölbten, im Rokokostil erbauten Aula, einem churfürstlichen Saale. Hier versammeln sich die Zöglinge mit ihren Erzieherinnen, den Eltern und Anverwandten bei verschiedenen Anlässen; hier auch schließen sie frohe Reigen, halten ihre dramatischen Aufführungen und kleinen Konzerte. Mit diesem Saale findet ein Teil des Hauses seinen Abschluß. Ein Korridor führt uns in eine andere Abteilung, welche viele geräumige Zimmer enthält; einige derselben dienen verschiedenen Privatzwecken,

andere sind zu Krankenzimmern bestimmt, an die sich die Badezimmer anschließen.

Der gegenüberliegende Flügel ist ausschließlich dem Gebrauch der Klosterfrauen gewidmet.

Eine ganze Reihe Musikräume ziehen sich durch zwei Etagen eines nach Osten gelegenen Anbaues; es sind kleine Zimmer, bestimmt für den Instrumentalunterricht sowie für die Privat-Übstunden der einzelnen Musikschülerinnen.

Die dritte Etage dieses Flügels bildet einen großen hellen Zeichen- und Malsaal, der von der Nordseite sein Licht erhält. Ausgestattet mit allen Utensilien, zeigen seine Wände uns manche künstlerische Leistung der jugendlichen Dilettantinnen. Wohl nirgends ist die Aussicht auf den Rhein und das Siebengebirge herrlicher als hier; das Auge erquickt sich an Landschaftsbildern, wie sie malerischer nicht erdacht werden können.

Steigen wir noch eine Treppe hinan, so finden wir die Garderoben der Zöglinge und die weitausgedehnten Speicher, die wie das ganze Haus ein wohltuendes Bild der peinlichsten Ordnung bieten. Das gilt auch von den großartigen Räumen im Souterrain, von denen manche wirkliche Säle sind, alle aber ihrem Zwecke vollkommen entsprechen. Vier derselben schließen eine Zentralheizung ein nach dem System Körting in Hannover, die durch die ganze Anstalt eine angenehme Wärme leitet.

Daß wir in einem Hause Gottes, an einer Stätte der Andacht und des Gebetes sind, daran werden wir immer wieder erinnert durch die auf Fluren und Treppen angebrachten religiösen Bilder und Statuen.

Wer immer uns begleitet hat auf dem Rundgang durch das stille Haus, „wo der Friede wohnt“, das schon so vielen Segen gebracht hat, wird gewiß nicht scheiden, ohne den innigen Wunsch mit uns zu teilen:

> „Möge die Inselkönigin Maria das wellumrauschte Eiland auch in Zukunft unter den Mantel ihres mütterlichen Schutzes nehmen, damit es wie seit 800 Jahren die geheiligte Stätte wahrer Gottes- und Nächstenliebe sei und bleibe.“



Inhalts-Verzeichnis.

I. Teil.

Die sagenhafte Zeit bis zur Gründung des Klosters.

I. Zeitraum.

Von der Gründung des Klosters bis zur Einführung der Bursfelder Reform (1122—1466).

II. Zeitraum.

Vom Jahre 1466 bis zum 18. Jahrhundert.

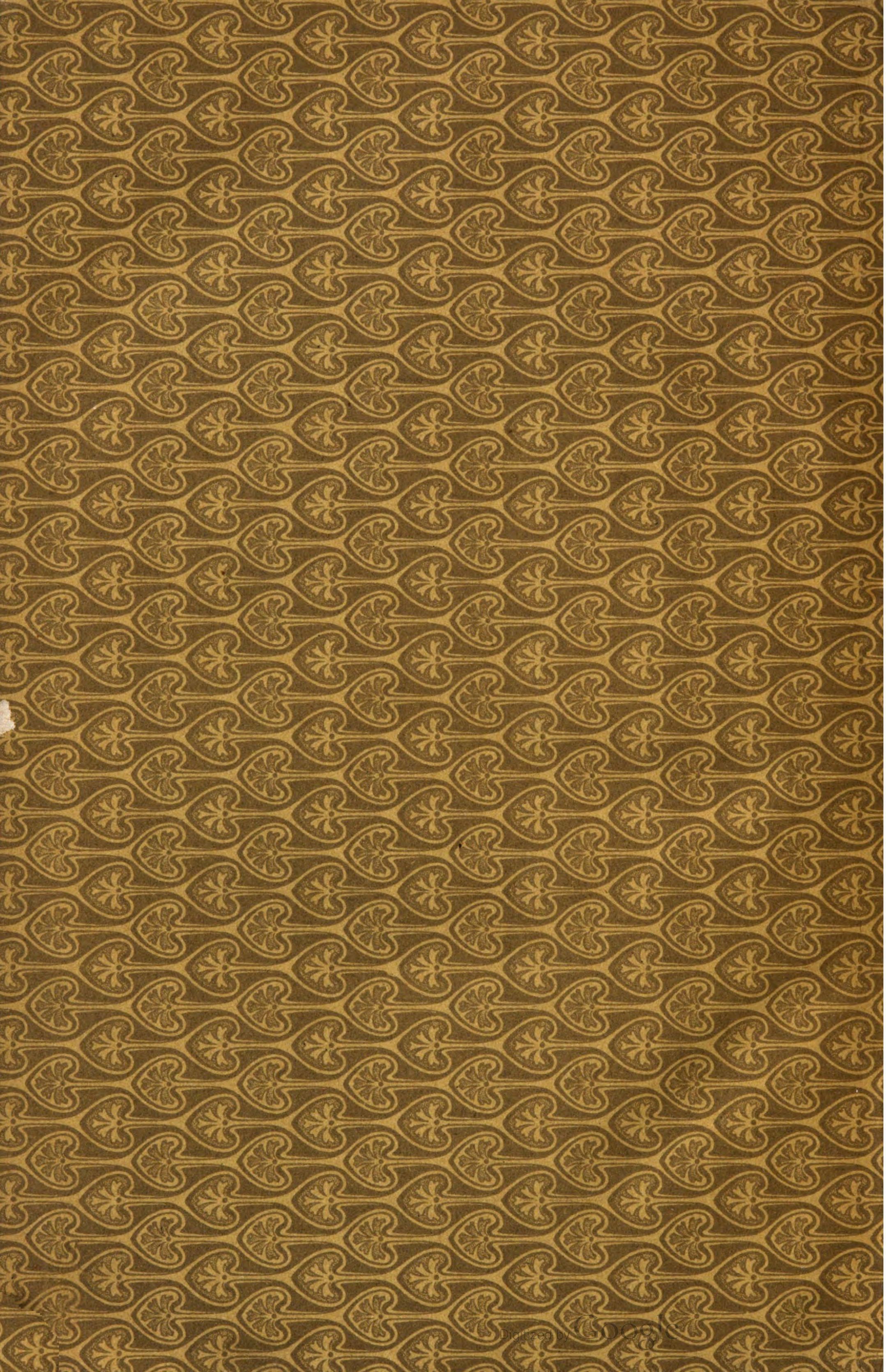
Das Kloster Rolandswerth im 18. Jahrhundert.

II. Teil.



NP 9

4.50






MICHIGAN STATE UNIV. LIBRARIES
31293015789450